COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE
1000030180

193 KF R663

Digitized by Google

193KF R663

Columbia University
in the City of New York
Library

Special Fund
1898
Given anonymously

Eine

Gesellschaft auf dem Lande.

Unterhaltungen über Schönheit und Kunst

mit besonderer Beziehung auf Kant.

Von

Dr. Heinrich Romundt.

Leipzig

Druck und Verlag von C. G. Naumann

1897.

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

Alle Rechte vorbehalten.

Das notwendig Vorherzubemerkende findet der geneigte Leſer in Form einer Anmerkung zum erſten Brief.

252353

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Ob es an der Zeit ist, ein kräftig Wörtlein kritischer Philosophie in die Gährung von Kunst und Litteratur hineinzuwerfen . . . . . 1—4

II. Besonderer Anlaß für einen Freundeskreis auf dem Lande zu Unterhaltungen über neueste Kunst und Litteratur . . . . . 4—9

III. Wie das Verlangen nach kritischer Philosophie in den Winterzusammenkünften der Freunde zu erfüllen ist . . . . . 9—13

IV.—VII. Die Hauptpunkte von Kants kritischer Lehre vom Schönen werden herausgehoben . . . . . 13—36

IV. 1. Die reine Beschaulichkeit der Lust am Schönen 13—18

V. u. VI. 2. 3. 4. Der Anspruch derselben auf Allgemeingültigkeit oder Exemplarität und derjenige auf Notwendigkeit sowie endlich die Anpassung des Schönen an unsere Erkenntnisvermögen . . . . . 18—28

VII. Eine besondere Beobachtung, die Kant für die scharfe Sonderung der Schönheit von allem mehr oder weniger leicht mit ihr zu Verwechselnden zu statten kam . . . . . 28—36

VIII. Zum Vorhergehenden wird einiges nachgetragen, auch das Verhältnis des Kriticismus zu Plato festgestellt und sein Wert für Schönheit und Kunst bestimmt . . . . . 36—46

IX.—XII. Die allgemeine Erörterung des Schönen und des Ideals wird durch eine Beschäftigung mit großen einheimischen Meistern in einem Hauptgebiete der Kunst, mit Lessing, Goethe und Schiller, unterbrochen . . . . . 46—89

IX. Die Richtung des Kritikers Lessing auf ein Höchstes in der Kunst . . . . . 46—57

Seite

X. Goethe und Schiller als Bildner des Ideals zunächst in ihrer eigenen Persönlichkeit . . . . . 57—71

XI. Nachträge besonders über Goethe als Künstler und als Philosophen . . . . . 71—79

XII. Wie Goethe und Schiller in ihrem Freundschaftsbunde das Stückwerk ihrer Naturen durch Richtung auf ein Ganzes zu vervollständigen und so zu überwinden suchen . . . . . 79—89

XIII. Die Beschäftigung mit den Großen unserer schönen Litteratur wird wiederum durch kritische Philosophie ergänzt . . . . . 89—96

XIV. u. XV. Ob nicht für die Kunst Eingliederung in ein Reich des Ideals und in eine zu dessen Verwirklichung dienende Veranstaltung, eine Kirche, zu suchen ist (XIV. S. 96) und unter welchen Umständen die Kunst in dieser eine Förderung zu finden hoffen darf (XV. S. 105) . . . . . 96—118

XVI. Abschluß und Ausblick . . . . . 118—124

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

I.

Freiburg a. d. Elbe, den 26. Oktober 1894.

Auf Ihre Zustimmung zu meinem Versuch einer neuen Entwickelung des von Kant begründeten Kriticismus durfte ich ja, lieber Freund, nach unseren früheren häufigen mündlichen Unterhaltungen über diesen Gegenstand, deren ich noch oft nicht ohne Wehmut gedenke, einigermaßen rechnen. Der so freundliche Ausdruck, den Sie dieser Zustimmung in Ihrem letzten Briefe gegeben haben, hat mich darum jedoch nicht weniger erfreut.*)

Treffend bezeichnen Sie die kritische Philosophie als eine Veranstaltung, die zum Zwecke habe, immer wieder gesunde Luft in der Region des Denkens herzustellen und zu erhalten, eine Luft, in der alle menschlichen Angelegenheiten munter gedeihen. Deren künstliche Beschaffung aber sei für unsere Gattung und deren allgemeine höchste Wohlfahrt immer weniger zu entbehren.

---

*) Die Anfangsworte des ersten Briefes haben Beziehung auf die im Herbst 1894 im Verlage von C. G. Naumann in Leipzig veröffentlichte Schrift des Verfassers „Ein Band der Geister. Entwurf einer Philosophie in Briefen." Deren Kenntnis wird jedoch für das Verständnis der hier vorliegenden Briefe durchaus nicht vorausgesetzt.

Da mußte Ihnen nun freilich auffallen, daß in meinem Buche so wenig ein Gebiet berührt wurde, in dem gerade heute oft eine wenig gute Luft herrscht und wo deren Verpestung von den allerverderblichsten Folgen für das ganze Volk ist, nämlich dasjenige der schönen Kunst und Litteratur.

Dieser Mangel hat um so mehr Ihre Verwunderung erregt, als die Leipziger Gespräche mit dem dänischen Freund, an welche jener Briefwechsel anknüpfte, doch gerade, meinen Sie, neuere, zumal norwegische Kunst und Litteratur, vor allen Ibsen, zum Gegenstand gehabt zu haben scheinen. So war es in der That, l. F. Und der Dr. T. . . war sogar, was Ihnen jenen Mangel meiner Schrift noch verwunderlicher machen wird, mehr, als ich zugeben konnte, geneigt, in der schönen Kunst die berufene letzte Führerin und Erzieherin der Menschheit zu sehen.

Ich will hier jedoch nicht weiter darauf eingehen, warum trotz alledem die Kunst und Litteratur in meinem Buche leer ausgegangen sind. Wenn bei der in diesem Gebiete schon länger anhaltenden Gährung, aus der so manche unheilvolle Dünste aufsteigen, es an der Zeit gewesen wäre, ein kräftiges Wort der kritischen Philosophie, die in so einziger Weise mit einem entschiedenen hingebenden und furchtlosen Realismus einen ebenso entschiedenen unbeugsamen Idealismus zu vereinigen weiß, in die Bewegung hineinzuwerfen, so wird diese Zeit ja wohl auch jetzt noch nicht vorüber sein.

Das ist doch gewiß auch Ihre Meinung. Denn nur so kann ich Ihre Anfrage verstehen, ob ich geneigt sei, mit Ihnen in einen Briefwechsel von Art des in jenem Buche veröffentlichten über diese Fragen einzutreten. Um auf diese Weise die Fortführung und

Ergänzung jenes ersteren in dieser Richtung möglichst bald zu bewirken, denken Sie doch wohl?

Diesem so bestimmt ausgesprochenen Wunsche, wenn Sie darauf bestehen, l. Fr., werde ich mich nicht entziehen, falls Sie mir nur freundlichst gleich dem lieben T... genügende Frist und Freiheit lassen, um neben den Geschäften des Tages ohne Hast diesen Musendienst zu vollbringen. Der Briefwechsel zwischen uns beiden über die von Ihnen angedeuteten Punkte wird allerdings wohl noch viel weniger als derjenige mit dem Kopenhagener Freund sich zu einer Debatte gestalten, da ich bis jetzt wenigstens nur von Uebereinstimmung zwischen uns beiden, übrigens zu meiner großen Zufriedenheit, weiß.

Zunächst hat Ihr Wunsch nur von neuem mein Bedauern über Ihr und Ihrer lieben Familie Verziehen von hier nach St..... vor nun etwa einem Jahre lebhaft erneuert. Schon in diesem Sommer vermißte ich oft schmerzlich Ihre freundliche Gesellschaft für die gewohnten Wanderungen aus unserer Marsch ins Moor, die deshalb auch weit weniger häufig als während Ihres Hierseins unternommen wurden. Wie gut hätten wir etwa in den Hundstagen während des Botanisierens im Moor die gewünschten Fragen mit einander erörtern können! Das Suchen nach dem fleischfressenden rundblätterigen Sonnenthau (Drosera rotundifolia L.), das ich an der Ihnen bekannten Hauptstelle bei der einsamen Hütte auf der Höhe des Moores in diesem Sommer überhaupt nicht zu Gesicht bekommen habe, und nach sonstigen merkwürdigen Moorpflanzen hätte eine angenehme Unterbrechung und Abwechselung in diese Gespräche bringen und dieselben auch, wenn es etwa not that, der dort freilich recht schwankenden Mutter Erde wieder annähern und immer nahe halten können.

Jetzt freilich ist zu solchen Unternehmungen nicht mehr die Jahreszeit. Die Herbststürme sind da. Seit beinahe acht Tagen genieße ich von meinen Fenstern aus täglich einen Blick wie auf einen weiten Meerbusen, zu dem die sich fast ununterbrochen folgenden Hochfluten die für sich schon mächtige Unterelbe erweitern.

Aber das ist ja die Zeit, wo die Zusammenkünfte des Kreises der Freunde, die mir Gott Lob! nach Ihrem Wegzuge hier noch geblieben sind und deren Sie ja auch noch so freundlich gedenken, wieder beginnen. Wie nun, wenn wir mit diesen allen zusammen das zur Ausfüllung der Lücke meines Buches von Ihnen Gewünschte verhandelten? So viele Köpfe und Sinne würden den Gegenstand doch wohl noch von mehreren Seiten zu fassen bekommen als ein bloßes schriftliches Zwiegespräch zwischen uns beiden.

Ihre freundlichen Grüße an die Freunde habe ich übrigens noch nicht einmal bestellen können, da dieselben bis auf unseren trefflichen Pfarrer für einige Tage nach H... verreist sind; dieser aber läßt Ihre Grüße freundlichst dankend erwidern.

II.

Freiburg, den 9. November 1894.

Ohne noch Ihre Antwort auf meinen letzten Brief abzuwarten, beeile ich mich, l. Fr., Ihnen etwas mitzuteilen, was auf den neulich von Ihnen ausgesprochenen Wunsch Bezug hat. Ich schrieb Ihnen, daß ich die Freunde wegen einer gemeinschaftlichen Reise derselben nach H... mehrere Tage nicht gesehen hätte.

Inzwiſchen nun ſind dieſelben zurückgekehrt, zwar keineswegs durchaus erbaut von demjenigen, was ſie in der großen Stadt Neues geſehen und gehört haben, aber doch in einer beſonderen Richtung, die für Sie von Intereſſe ſein wird, ſtark angeregt. Nach ihren Erzählungen haben ſie es ſowohl für die bildende Kunſt, für die zur Zeit in der Kunſthalle in H... mehrere Ausſtellungen von Werken modernſter Meiſter ſtattfanden, als auch beſonders im Theater glücklich, wenn nicht in Bezug auf Genuß, ſo doch hinſichtlich der Belehrung getroffen. Nicht nur beſchäftigten ſich die öffentlichen Theater gerade mit Hauptthaten moderner Dichter, viel beſprochenen, ſondern unſere Reiſenden haben auch, ich weiß nicht wie, Zutritt zu privaten Vorſtellungen einer Verſuchsbühne erlangt und haben zumal dort mit Sachen Bekanntſchaft gemacht, welche nun allerdings ihrem Aufenthalt in H... verderblich geworden ſind. Wenigſtens behaupten ſie einſtimmig, hierdurch zur Abkürzung und zum ziemlich plötzlichen Abbruch ihres allerdings ſchon über die urſprüngliche Abſicht hinaus verlängerten Aufenthaltes in H... veranlaßt worden zu ſein.

Sie ſprechen namentlich von zwei ins Deutſche überſetzten naturaliſtiſchen Trauerſpielen eines jungen Skandinaviers als den Gipfeln aller Scheußlichkeit, die ſich je vor die Rampen und Lampen gewagt habe. Dieſe Kunſtgenüſſe haben zur Folge gehabt, daß ſelbſt bei dem nachſichtigen K. ſich die Milch der frommen Denkungsart dem Modernen in der Kunſt gegenüber in gährend Drachengift verwandelt hat. Sie begreifen meine Spannung, die Urſache ſo großer Wirkungen kennen zu lernen. Dieſem Verlangen aber kamen die Freunde in liebenswürdiger Weiſe bereits dadurch entgegen, daß ſie für uns hier Zurückgebliebene die betreffenden Textbücher mitbrachten. Mit Hülfe deren

wird es nun auch uns ermöglicht, uns auf die erreichten Spitzen des Modernen einigermaßen hinaufzuschwingen. Ich habe sofort die ersten freien Augenblicke verwendet, mich damit ein wenig bekannt zu machen.

Aus dem Vorwort aber des Verfassers zu dem einen der Schreckensstücke habe ich mir bereits die sehr merkwürdige Thatsache entnommen, daß dieser Dichter eigentlich gar kein Dichter und Künstler ist, noch auch sogar sein will. Die schöne Kunst ist ihm nur eine biblia pauperum, eine heilige Schrift der Armen, derjenigen Leute nämlich, denen die erhabene Wissenschaft, bei welchem Namen im Sinne dieses Autors vor allem an Naturwissenschaft zu denken sein dürfte, nicht zugänglich ist.

Die Kunst stirbt schon aus und soll immer mehr aussterben wie auch die „niedrigeren und unzuverlässigen Gedankenmaschinen" (!) der Gefühle. Einstweilen aber benutzt unser wahrheitsforschender Verfasser sein bißchen Kunsttalent, um das Krasseste, was gemeine Wirklichkeit des Lebens irgend bieten kann, seinen unmündigen pauperes vor Auge und Ohr zu bringen. Etwa um ihnen diese Kunst um so rascher zu verleiden und so den nach ihm unvermeidlichen Entwicklungsprozeß zu beschleunigen?

Die Anregungen aber, welche die Freunde in H... empfangen hatten, machten dieselben geneigt, angesichts der mancherlei neueren revolutionären Unternehmungen im Gebiete der schönen Künste diese zum Gegenstande der Donnerstagsabendunterhaltungen dieses Winters zu bestimmen, zumal da noch kein anderes Thema für diese vorgeschlagen war.

Freilich sind wir ja hier auf dem Lande trotz der jetzt von einem großen Teil von uns in H... neu gesammelten Eindrücke in den zur Behandlung einer

ſolchen Frage nach der ſchönen Kunſt, was ſie ſoll und was zu ihrer wahren Förderung zu geſchehen hat, erforderlichen Hülfsmitteln ziemlich beſchränkt. Aber dafür iſt es vielleicht andererſeits nicht unmöglich, hier in der Stille und Weltentlegenheit Geſichtspunkte und Forderungen wieder aufzufinden und geltend zu machen, über welche das dem Neuen, immer Neuen zubrauſende Leben der Großſtadt ſchon hinweggeflutet iſt, aber nicht mit Recht.

Es fehlt ſchon nicht mehr ganz an Stimmen aus den großen Städten ſelbſt, welche fragen, wo der Großſtadt und dem Skepticismus gegenüber, welche in der Litteratur- und Kunſtbewegung des letzten Jahrzehnts den Ton angaben, Landſchaft und Religioſität mit ihren Gegenwirkungen blieben. Wo ſeien Schriften und Thaten, die von draußen her entſcheidend in den Münchener und Berliner Lärm eingriffen? Ob freilich diejenigen, die dies Eingreifen verlangen, ſchon genug bedacht haben, welche Art von Wirkſamkeit die beſchauliche Stille des Landes zum Beſten der Welt hier allein auszuüben berufen iſt?

Was ſagen Sie, l. Fr.? Trifft das angedeutete Vorhaben für unſere Winterdonnerstagsabende nicht überaus glücklich mit Ihrem Wunſche einer Ergänzung meiner neuen Entwickelung des Kriticismus durch die noch ausſtehende Aeſthetik zuſammen?

Wenn Sie noch bei Ihrem neulichen Verlangen beharren, würde ich deshalb jetzt mehr in der Lage ſein, es zu erfüllen, da ich hoffen darf die bevorſtehenden Erörterungen des Freundeskreiſes dafür verwerten zu können. Auf die davon zu erhoffenden Vorzüge größerer Mannigfaltigkeit und auch Gründlichkeit in der Behandlung unſeres Themas durch ſo viele verſchiedene Köpfe erlaubte ich mir ſchon in meinem neulichen Briefe hinzudeuten. Und wir dürfen wohl

erwarten, daß alle Glieder unſeres Kreiſes ihr Beſtes zur Verfügung ſtellen werden, ſo Freund Z. ſeine Vertrautheit mit der zweiten Blütezeit unſerer Litteratur ebenſo wie ſeine reiche Kenntnis des neueren Schrifttums, zumal der Dichter. Unſer würdiger Pfarrer aber wird gewiß nicht unterlaſſen, die ſeinem Berufe nächſtliegenden Anforderungen an die Kunſt geltend zu machen. Dafür aber, daß es auch dem modernen realiſtiſchen Element nicht ganz an einem Anwalt fehle, wird ſchon unſer Freund Paul . ., der Dr. philosophiae et medicinae, ſorgen, unſer Galen, von dem Sie wohl wiſſen, daß er hier für eine längere Zeit den Kreisphyſikus zu vertreten hat? Für das ſoeben von ihm Erwartete ſpricht aber bereits, daß Freund Paul . . der einzige war, der für die naturaliſtiſchen Trauerſpiele aus dem Schwediſchen in der allgemeinen Verdammnis ein freundlicheres Wort einzulegen unternahm. .

Die Damen unſeres Zirkels wollten zwar, was Sie nach Ihrer Kenntnis derſelben nicht überraſchen wird, für ihre Teilnahme an den Zuſammenkünften nur mit der Fürſorge für den leiblichen Menſchen bezahlen dürfen. Wo aber vom Schönen und deſſen Darſtellung durch die Kunſt die Rede iſt, kann auf die Stimme des ſchönen Geſchlechts nicht verzichtet werden, wollten wenigſtens wir Männer alleſamt nicht darauf verzichten. Und dieſer Uebereinſtimmung fügten ſich die verehrten Frauen. Von Frau Louiſe zumal ſind ja nicht nur fördernde, ſondern ſelbſt entſcheidende Worte zu erwarten.

Ich meine, daß es für Sie, l. Fr., auch nicht unerwünſcht ſein werde, durch die Berichte, die ich Ihnen von unſeren regelmäßigen Zuſammenkünften, die jedoch nach der gegenwärtigen Abſicht der Freunde mit der Kunſt nur alle 14 Tage ſich beſchäftigen ſollen, geben

werde, mit den hiesigen Freunden gleichsam weiter zu leben. Hat ja doch Ihr jetziger städtischer Aufenthalt und dessen Geselligkeit Ihnen unser so viel weniger üppiges Landleben zu unserer herzlichen Freude, obwohl wir Ihnen übrigens nur das Beste wünschen, noch nicht ganz ersetzt. Und das nicht trotz der ganzen Orchester, welche zu der größten Verwunderung von uns einfachen Leuten — Feldmäusen, meinte Frau Louise in scherzhafter Anspielung auf die bekannte Fabel bei Horaz — nach Ihren Erzählungen zur Förderung der Unterhaltung der Gesellschaften dort herangezogen zu werden pflegen. Darin bleiben Sie nur auch ferner ein Agrarier!

III.

Freiburg, den 20. November 1894.

Das hatte ich mir gedacht, l. Fr., daß Ihnen die Aussicht des Weiterlebens mit den hiesigen Freunden und den Bestrebungen dieser nicht unwillkommen sein werde. Freilich aber haben die davon befürchteten Beeinflussungen und Veränderungen des von Ihnen als zunächst wünschenswert Bezeichneten ja doch nicht ganz Ihren Beifall. Die Vervollständigung des Entwurfes einer kritischen Philosophie dürfe nicht darunter leiden, meinen Sie? Wird's auch nicht, l. Fr., seien Sie unbesorgt! Dafür werde ich schon aufpassen, ja, was werden Sie dazu sagen? habe ich schon vorgesorgt. Wie? lassen Sie sich jetzt erzählen.

Ich wußte lange nicht recht, was Kants Analytik von 1790 wollte und sollte. Zwar war ich darüber nie in Zweifel, daß der Inhalt derselben eine Lücke in Kants Lehrgebäude auszufüllen diene. Aber das

geht darum noch nicht die Menschheit an, ist keine Sache von Bedeutung für sie. Jetzt aber ist mir ein Licht angezündet wenigstens über den ersten Teil der Kritik der Urteilskraft, die erwähnte Analytik, die von dem Schönen und dem Erhabenen handelt. Es ist mir klar geworden, daß diese Arbeit, die zwar im letzten Fünftel des achtzehnten Jahrhunderts entstanden ist, ein wirkliches Bedürfnis erst vom Ende unseres gegenwärtigen Jahrhunderts befriedigt. Dieses Licht hat mir der Schönheitshaß moderner Kunstweisen und Künstler angesteckt.

Ein solcher Künstler und Kunstweiser zugleich äußert sich z. B. in dem Vorwort Strindbergs zu seinem naturalistischen Trauerspiel „Fräulein Julie", auf das ich schon neulich Bezug nahm. Von diesem Künstler habe ich den Eindruck erhalten, als ob er sich in seinem Beruf vergriffen habe. Es ist ein unter der Gewalt der Naturwissenschaft, dieser Beherrscherin unseres Jahrhunderts zumal in dessen letzter Hälfte, stehender Geist, dem nach seinem eigenen Bekenntnis hauptsächlich daran gelegen ist, etwas zu erfahren, etwas zu lernen und, wie es scheint, mit besonderer Vorliebe „starke, grausige Kämpfe des Lebens".

Daß solcher, wie Sie wollen, Wissenschafts- oder Wirklichkeitssinn unter anderen die Forderung erheben läßt, eine ganze Scene hindurch den ganzen Rücken eines Schauspielers zu Gesicht zu bekommen im Widerspruch gegen altmodische zartere Rücksichtnahme auf Gefühle des Publikums, welche sich solche fortwährende Rückenansicht verbitten, dürfte zu den erheiternden Anmaßungen der neuen Art von Kunstlehre zu zählen sein, durch welche die Beschäftigungen mit dem Gruseligen angenehm unterbrochen werden.

Strindberg ist nun aber nur einer von der Sage und dem Anschein nach zahlreichen heutigen Wahr-

heitsſuchern, welche Scheu vor dem Schönheitsbedürfnis predigen, eine Predigt, die ich wenigſtens bei einem ſelbſtſchaffenden Künſtler früher kaum für möglich gehalten hätte. Denn dies iſt ja gerade ſo, wie wenn ein Schiffer oder Fiſcher dem Waſſer, ſeinem Elemente, fluchen und künftig nur noch auf dem trockenen Lande zu rudern, zu ſegeln und ſeine Netze auszuwerfen ſich verſchwören wollte.

Daß nun durch Strindbergſche Theorie und ihr entſprechende Praxis etwa in der menſchlichen Natur vorhandenes Gefühl für Schönheit und Verlangen nach deren Vergegenwärtigung in Kunſtwerken ganz abgetötet und ſo die menſchliche Natur wirklich um ein Erhebliches ärmer gemacht werden könne, fürchte ich zwar nicht. Indeſſen auch ohne ſolches Aergſte kann Unheil genug durch dergleichen Gebahren angerichtet und die Menſchheit wenigſtens um große wertvolle ihr zugedachte und mögliche Güter betrogen werden. Denken Sie z. B. an Strindbergs Praxis, die völlig ſeiner Theorie entſpricht, an die Trauer- oder Schauerſpiele, die unſere Freunde aus H... verſcheucht haben, und vor Ihnen ſteht auf der Seite der Künſtler zunehmendes Unholdentum und Fratzenweſen und andererſeits als unausbleibliche Wirkung desſelben auf das ſchönheitsdurſtige Publikum wachſende Entfremdung dieſes von der Kunſt. Die Freude an der Welt wird unnötiger Weiſe verringert und vergällt.

Dieſes drohende Unheil hat mich aufs neue hochſchätzen gelehrt, daß Kant am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Schutzwehr der geſunden Vernunft in der Menſchheit in ſeiner Analytik des Schönen und ebenſo in der des Erhabenen errichtet hat, eine Darlegung, daß Schönheit etwas Eigentümliches, Beſonderes, von allem anderen wohl zu Unterſcheidendes iſt.

Es will mir faſt bedünken, als habe Kant ſolche einſeitige Wahrheitsſucher wie Strindberg vorausgeſehen und ihnen zeitig einen Damm entgegenſtellen wollen, vor dem ſie ſtehen bleiben müßten. Indeſſen kann uns gleichgültig ſein, ob Kant ſchon ſelber ſeine Arbeit ſo gemeint hat. Gewiß darf die Frucht ſeines Nachdenkens von uns jetzt in dieſem Sinne benutzt werden.

Das war ein plötzlich vor mir niederfahrender Blitzſtrahl, als auf die Wahrheitsfanatiker unter unſeren Künſtlern und auf deren Trabanten die Rede kam. Deſſen Licht enthielt ich auch den Freunden nicht vor —; und nun kommt dasjenige, was hauptſächlich ich Ihnen heute mitteilen wollte: es wurde beſchloſſen, den Anfang unſerer diesjährigen Winterzuſammenkünfte der Beſchäftigung mit Kants Schönheitslehre zu widmen. Geſchieht dies, ſo dürfte gleich hiermit ſchon der Wunſch nach einer Gegenwirkung des Landes gegen die Großſtadt in Kunſt- und Litteraturdingen einigermaßen in Erfüllung gehen. Denn Kants Beſtimmung auf die Art und auf die Merkmale der Schönheit iſt, wenn ich nicht ganz irre, ein ſolcher Muſendienſt, für den die Jagd und Haſt der Großſtadt keine Muße läßt und deſſen ſich daher das Land anzunehmen hat, wenn er in Kraft und Wirkſamkeit erhalten werden ſoll.

Daß nun mir das Los zufiel, den Bericht über die Kantiſche Lehre zu übernehmen und damit die Führung des Beweiſes, daß jenes plötzliche Licht kein Irrlicht ſei, war eine Belaſtung, die ich ſelber mir heraufbeſchworen hatte und der ich, als ſie nun über mich kam, mich nicht wohl entziehen konnte.

Daß aber Dr. Paul . . mir ſofort ankündigte, keinerlei überſchwängliche Anmaßungen der Philoſophie durchgehen laſſen zu wollen, wird Sie nicht überraſchen. Und ob er der einzige in unſerem Kreiſe iſt,

der zumal bei der zunächst zu verhandelnden Angelegenheit auf dem Kiwi sein wird? Fremd Z. sieht von seiner historischen Warte aus jedenfalls auch nicht mit großer Neigung den Verflogenheiten der Philosophen, ihren „Abstraktionen und leeren Theorien", von denen er so gern deklamiert, entgegen.

Scharfe kritische Augen und Lust zum Widersprechen werden also, wie Sie sehen, als Wächter bei meinem Vorhaben keinenfalls fehlen, so daß ich nicht hoffen darf, ohne Kampf durchzukommen. Gerade dies aber eröffnet für die Wahrheit, die wir als das allein Bestandhabende doch alle mit einander einzig suchen, keine schlechten Aussichten.

IV.

Freiburg, den 8. Dec. 1894.

Ihren Wunsch, ich möge doch, wenn irgend möglich, in meinen Darlegungen an die Bestrebungen und Behauptungen der heute so zahlreichen Wahrheitssucher anknüpfen, habe ich, l. Fr., zu meiner Freude erfüllen können, selbst ohne daß ich der Arbeit Kants, mit der ich mich ja beschäftigen sollte und die auch Sie vor allem faßlich dargestellt zu sehen wünschen, Zwang anzuthun brauchte.

Denn Kant weist gleich im Beginn seiner Auseinanderlegung des Begriffs des Schönen darauf hin, daß es etwas völlig Anderes sei, ein regelmäßiges zweckmäßiges Gebäude, etwa einen Palast, zu schmecken, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, ihn auf seine Wohlgestalt hin zu beurteilen und je nachdem schön oder häßlich zu finden, als denselben bloß in allen seinen Verhältnissen kalt und nüchtern zu er-

kennen und also nur eine neue Wirklichkeit oder Wahrheit einzuheimsen. Jenes enthält über dieses hinaus noch eine Beziehung des Gegenstandes lediglich auf das Subjekt und dessen Gefühl der Lust und Unlust. Also etwas Neues!

Sollten nun darauf Strindberg und Genossen wohl genügend geachtet haben? Wenn aber nicht, so haben sie am Ende doch mehr nur die gemeine äußere und sich von außen den Sinnen mächtig aufdrängende Natur und Wirklichkeit zur Zielscheibe ihres Strebens genommen als die Wahrheit überhaupt. Denn selbst daß sie nicht ein wirkliches, sondern etwa nur ein mögliches Verhältnis zu wahrnehmbaren, aber auch nicht wahrnehmbaren Gegenständen (es giebt auch schöne und häßliche Gedanken) außer Acht gelassen hätten, diese Behauptung wird jede Nachfrage, die sie darüber an beliebige gewöhnliche Menschen, mit Ausnahme vielleicht von ihrer eigenen Wenigkeit, richten, zu einer bloßen Ausrede hinabsetzen. Darüber bestand in unserem Kreise wenigstens sofort bei niemandem Zweifel.

Freund H. aber, an dem wir hier, wie sich gleich am ersten Abend zeigte, den zuverlässigsten Freund und Helfer für kritische Philosophie besitzen, wußte den glücklichen Griff Kants in der Wahl des Ausgangspunktes sofort gar trefflich ins Licht zu setzen. Er meinte, daß der Philosoph hier mit einem einzigen, dem ersten Schritt, die Wahrheitssucher, mit denen er sich doch zunächst unbedenklich in eine Reihe stelle, unendlich weit hinter sich lasse und so, daß sie nie hoffen könnten ihn wieder einzuholen.

Darin aber, daß Schönheit und ebenso Häßlichkeit der Gegenstände von allen anderen Beschaffenheiten zu unterscheiden und mit einem besonderen Namen, etwa als ästhetisch, bloß ästhetisch, zu bezeichnen seien,

ſtimmt der Kant von 1790 mit dem viel jüngeren von 1764 überein und beide wieder mit Edmund Burke, dem Verfaſſer der „philoſophiſchen Unterſuchung über den Urſprung unſerer Vorſtellungen vom Erhabenen und Schönen", welche 1757 veröffentlicht, aber erſt 1773 von Garve aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzt iſt. Man darf dieſe Einſicht einigermaßen als einen gemeinſamen Beſitz des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnen, und wir Späterlebenden werden dadurch wahrlich nicht reicher, daß wir uns jetzt am Ende des neunzehnten derſelben entſchlagen.

Vor Burke aber hat Kant, mag er bei ſeinen erſten Gedanken über die Sache ſchon mit ihm bekannt geweſen ſein oder nicht, einen gewaltigen Vorzug in der Beſonnenheit der Vergegenwärtigung der ſubjektiven oder ſeeliſchen Momente des Schönen voraus. Dadurch hat er deren Darlegung unter anderem von der redneriſchen Uebertriebenheit, die ihr bei dem großen engliſchen Redner noch anhaftet, befreit.

In dieſer Zergliederung Kants iſt mir immer als eine Leiſtung von ebenſo großer Feinheit und Tiefe wie Bedeutſamkeit eine Entdeckung erſchienen, die ich deshalb auch den Freunden nicht vorenthalten wollte. Es iſt die Bemerkung, daß das Schmecken oder Beurteilen z. B. eines Palaſtes in Bezug auf ſeine Schönheit ohne die Vorſtellung der Exiſtenz des Gegenſtandes der Betrachtung vor ſich gehe, von dieſer unabſichtlich abſehe. Wer ſich darüber beſinnt, wird die Richtigkeit dieſer Beobachtung zugeben, obgleich vielleicht nicht ſchon, wer ſie zum erſten Male hört. Findet ſich denn nicht in der That gleichſam ein ruhiges ſeliges Verweilen des ganzen Gemütes auf einem ſchönen Anblick, ein ſtetiges befriedigtes Auf- und Niederwallen wie auf einer blumigen Wieſe, ohne irgend darüber hinauszudenken und zu verlangen?

Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut ſich ihrer Pracht. Daher die alten mehr oder weniger ſchwärmeriſchen Reden von einem Schauen der Dinge in ihrer Schönheit unter der Geſtalt des Ewigen, sub specie aeterni, oder als eines jetzt und immerdar Stehenbleibenden, Nunc stans. Vor allen dieſen zeichnet ſich Kant aus durch die nüchterne rein ſachliche Einſchränkung auf den bloßen pſychologiſchen Verhalt.

Durch das beſondere Verhältnis zur Vorſtellung der Exiſtenz iſt nun das Gefühl des Schönen ſcharf unterſchieden und zu unterſcheiden von verwandten Gefühlszuſtänden, einerſeits von dem des Angenehmen und andererſeits von dem des Guten, die Kant wegen der möglichen wechſelweiſen Beleuchtung durch einander in dieſem Zuſammenhange ebenfalls mit gleich ſicherem Zufaſſen ſcharfſinnig beſchrieben hat.

Mit dem Gefühl oder der Empfindung des Angenehmen aber iſt im Genuß z. B. von Sekt oder einem feinen Likör oder auch von einem Parfum ſo ſehr die Vorſtellung der Exiſtenz des veranlaſſenden Gegenſtandes verbunden, daß ſich durch dieſelbe in der Seele die Begierde nach der Fortdauer von dergleichen Gegenſtand für den Genuß unwillkürlich erzeugt. Das von einer rechtſchaffenen Handlung aber, z. B. von Freundestreue und -aufopferung uns abgewonnene Gefühl des Guten iſt nicht ohne jeden Stachel, der zu gleichem Verhalten und alſo zur Bewirkung der Exiſtenz eines Gegenſtandes nötigt. Die Luſt am Schönen dagegen weilt, nicht ſchlürfend, nicht ſpornend, in ruhiger Seligkeit auf ihrem Gegenſtande, ſelbſtvergeſſen, weltvergeſſen, als könnte derſelbe ihr nie entriſſen werden. Geht er weg, ſo bleibt noch gleichſam ſein Ebenbild unentreißbar, ſtets erneuerbar in der Erinnerung zurück.

Dieſer contemplative, beſchauliche Zuſtand ſteht als

ein eigentlich Menſchliches in der Mitte zwiſchen dem von der Gegenwart ſeiner Veranlaſſung völlig abhängigen, weſentlich paſſiven und gleichſam noch mehr tierähnlichen, auch der Hauptſache nach blinden Gefühl des Angenehmen unterwärts und andererſeits oberwärts dem unabhängigen, aber ſchon mehr göttlichen und gleich der Gottheit auf immer neue Vergegenwärtigung und Herſtellung von Hohem und Herrlichem hinwirkenden aktiven Gefühl des Guten. Seine Auszeichnung iſt die Freiheit, die er genießt und gewährt.

Durch die Zuſammenſtellung der drei Zuſtände des Wohlgefallens hebt ſich ein jeder in ſeiner Eigenart deutlich hervor. Aus keinem anderen Grunde hat auch Kant dieſe Vergleichung in ſeine Arbeit eingefügt. In dieſer Vergleichung aber ebenſo wie in der abgeſonderten Betrachtung des Gefühls des Schönen bewährt Kant in hohem Grade ſeine Kunſt, das in der Erfahrung Liegende herauszuheben. Wie er denn ſchon Jahre vorher betont hat, daß bei ihm nicht vom Entſtehen der Erfahrung die Rede ſei, ſondern „von dem, was in ihr liegt“. An dieſem ſtillen Schöpfen aber fehlt es in der Jagd und Haſt des modernen Lebens einem Manne wie Strindberg vermutlich und ob nicht allzuſehr allen den einſeitigen heißen Wahrheitsſuchern und -jägern?

Wenn man Kant als einen Mann der Selbſterkenntnis, als einen neuen Sokrates kennen lernen will, hat man ihn vor allem in ſeiner Aeſthetik aufzuſuchen. Hier bewährt er ſich auch heute noch als ein großer Pſychologe trotz alles ſeiner Zeit anhaftenden Mangels an der heute ſo ſchwungvoll und reichlich betriebenen experimentellen Pſychologie mit ihren allerlei Maſchinen und Inſtrumenten.

In unſerem Cirkel aber hatte ich an dieſem erſten Abend nicht nur noch nichts von der ſich neulich doch

drohend genug ankündigenden Aufsicht und Opposition zu erleben, sogar nicht von Dr. Paul . .; ich begegnete vielmehr nur einem allgemeinen Verlangen, von den „öffentlichen Geheimnissen" der eigenen Seele noch etwas mehr zu hören.

Am Schlusse dieses Berichtes über unsere erste Zusammenkunft möchte ich Sie nun noch bitten, l. Fr., mir in Ihrem nächsten Briefe ja mitzuteilen, ob ich mit der Art der Berichterstattung, in Betreff deren Sie besondere Wünsche zu haben schienen, diesen bereits ganz gerecht geworden bin. Ich hoffe, daß Sie mir dabei auch nicht Ihr Urteil darüber vorenthalten, in welchen Punkten Sie mit meiner Vertretung des Kriticismus noch nicht zufrieden sind.

V.

Freiburg, den 22. December 1894.

Sie sind rührend bescheiden, l. Fr., wenn Sie sich nur als einen lernbegierigen Freund kritischer Denkungsart, der durch die Pflichten seines Berufes allzusehr gehindert werde, sich mit den Kantischen Schriften selbst zu beschäftigen, angesehen wissen wollen.

Die nahe, wenn auch gegensätzliche Beziehung von Kants Schönheitslehre zu Bestrebungen wie denen unserer gegenwärtigen Wahrheitsfanatiker freilich, von der Sie bisher nichts wahrgenommen zu haben meinen, ist, wie Sie ja auch zugleich liebenswürdig einräumen, unleugbar vorhanden. Und so kann denn auch dieses Stück von Kants kritischer Arbeit ganz wohl als ein Teil des allgemeinen Friedensgeschäftes der Kritik aufgefaßt werden, von dem Kant in der zweiten Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft andeutet, daß durch

dieſes der Gewaltthätigkeit, welche Bürger von Bürgern zu beſorgen haben, ein Riegel vorgeſchoben werde, damit ein jeder ſeine Angelegenheit ruhig und ſicher treiben könne. So hierdurch die Prieſter des Schönen ihre Kunſt neben der Wiſſenſchaft der Diener der Wahrheit.

Uebrigens aber will ich nicht verſchweigen und verhehlte ich auch den Freunden nicht, daß für Kant der Grund, gerade mit dem äſthetiſchen Charakter des Schönen anzufangen, doch ein anderer war. Es werde, meint er, darauf zuerſt geachtet, wie ein zur Beurteilung vorliegender Gegenſtand ſich in dieſer Hinſicht zeige, ob er alſo das Lebensgefühl anrege oder nicht. Mit dem Hinweis auf die äſthetiſche Natur des Schönen hätte Kant aber auch deshalb beginnen dürfen, um dadurch das Schöne erſt einmal als ein ganz neues andersartiges viel umfaſſendes Gebiet abzuſtecken. Ja, daß es noch einen dritten oder nun nach uns hier ſogar vierten Grund geben könnte, ſo anzufangen, ſuchte ich in meinem zweiten Berichte darzuthun.

Denn von der Beziehung des Gegenſtandes beim Schmecken lediglich auf das Subjekt und auf deſſen Gefühl der Luſt und Unluſt heben ſich mit beſonderer Schärfe und wie ſonſt nicht weitere Merkmale des Wohlgefallens am Schönen ab, die ſich jetzt aufdrängen, nämlich ſowohl die Allgemeinheit wie auch die Notwendigkeit desſelben.

Unter jener wird die Eigentümlichkeit verſtanden, mein Gefallen oder Mißfallen z. B. an einem Bildhauerwerke jedem anderen Menſchen gleichfalls zuzumuten, unter Notwendigkeit aber die damit nicht ganz unverwandte Anmaßung, das darüber gefällte Urteil als mit dieſem Gegenſtande unabtrennbar verbunden und dieſen alſo als einen gültigen Vertreter oder als ein Exempel des jenem zu Grunde liegenden Ge-

ſetzes und ſomit als exemplariſch, muſtergültig zu behaupten.

Bei dieſen Merkmalen, zumal bei dem erſtgenannten der Allgemeinheit, kommt Kant wiederum die Vergleichung mit den verwandten Gefühlen, beſonders mit dem des Angenehmen, ſehr zu ſtatten.

Wie von Kunſtgeſchmack ſpricht man ja auch und ſogar in erſter Linie von einem Geſchmack der Zunge, des Gaumens und des Schlundes an Speiſen und Getränken. Aber da iſt es nicht ſelten ſo, daß, was dem einen ſeine Luſt, dem anderen ſeine Qual iſt, daß der eine z. B. gern junge Erbſen ißt, die der andere verabſcheut, und in dieſen Dingen maßt ſich niemand an, den anderen meiſtern zu wollen, mag man ſich immerhin über die Abſonderlichkeit von deſſen Geſchmackswerkzeugen in der Stille wundern. Denn hier gilt das Geſetz, daß über den Geſchmack nicht zu ſtreiten iſt. Nun iſt zwar die wirkliche Uneinigkeit über die Schönheit von Gemälden, Statuen, Häuſern gewiß nicht eine geringere als über Speiſen und Getränke, wohl aber die — Duldſamkeit.

Man begnügt ſich hier nicht damit, dem Abweichenden nur eine ſonderbare Zunge nachzuſagen, ſondern bleibt nicht einmal vor ſeiner Menſchheit ſtehen, kurz vor demjenigen, was man ſich am wenigſten gern abſprechen läßt.

Kommt nun in dieſem Unterſchiede nicht etwas Bemerkenswertes zum Ausdruck, und iſt dies nicht gerade dasjenige, was Kant darin ausgedrückt gefunden hat: nämlich eine Verſchiedenheit des Maßſtabes für dasjenige, was in dem einen und was in dem anderen Falle geſchmeckt wird?

Bei dem Schmecken der Zunge, des Gaumens und des Schlundes beruht die Luſt auf Beziehungen von Körper zu Körper und findet erſt danach in einem

billigenden oder verwerfenden Urteil einen bloß nachträglichen Ausdruck, dessen eigentliche Genußmenschen auch gern überhoben sind. Bei Gemälden und anderen Kunstwerken dagegen soll es wenigstens umgekehrt sein und der vorliegende Kunst- oder auch Naturgegenstand sofort zum Erkenntnisvermögen eines jeden und zu dessen Fähigkeiten der Einbildungskraft, als welche das Mannigfaltige der Anschauung durchläuft und zusammenfaßt, und des Verstandes, der die Vorstellungen in der Einheit eines Begriffs vereinigt, in Beziehung gesetzt werden. Wozu? Um sich daran zu versuchen, wie weit er diese Kräfte mit einander in ein vom Subjekt mit Lust empfundenes einhelliges Spiel, ein nie ermüdendes, immer neu belebendes zu setzen vermag. Ist es nun nicht begreiflich, daß wir diese im Unterschiede von jener dunklen Lust am Angenehmen wohl hell zu nennende Lust zusammen mit den gemeinen Erkenntnisvermögen von allem, was Menschenantlitz trägt, erwarten zu dürfen meinen, dagegen eine übrigens gar nicht so seltene Uebereinstimmung in jenem ersteren Wohlgefallen an Speisen und Getränken nur als ein zufälliges Zusammentreffen uns gefallen lassen?

Ob es Ihnen, l. Fr., nicht auch so geht wie den hiesigen Freunden, die übereinstimmend der Meinung waren, dem Prinzip nach müsse diese Erklärung richtig sein, könne von uns Menschen wenigstens die Begründung nicht anders worin gesucht werden als in einer Verschiedenheit der Zeitfolge des Eintretens der Vernunftthätigkeit vor oder nach der Lust, entweder als diese erst bedingend oder als durch sie bedingt?

Vielleicht interessiert auch Sie, wie schon die hiesigen Freunde, daß ich eine Art von Bestätigung der Kantischen Theorie in Meinungen des kürzlich verstorbenen berühmten Naturforschers Hermann von Helm-

holtz anführen konnte. Wie weit sie mit dessen Wortlaut übereinstimmen, kann ich freilich nicht sagen, da ich dieselben nur dem mir kürzlich zugegangenen diesjährigen ersten Novemberheft der Münchener Zeitschrift „Die Kunst für Alle" habe entnehmen können. Danach meinte der große Physiker, vielleicht sei das letzte Geheimnis der künstlerischen Schönheit, unser wunderbares Wohlgefallen an ihr, wesentlich in dem Gefühle des leichten, harmonischen, lebendigen Flusses unserer Vorstellungsreihen begründet, die trotz reichen Wechsels wie von selbst einem gemeinsamen Ziele zufließen, bisher verborgene Gesetzmäßigkeiten zur volleren Anschauung bringen und uns in die letzten Tiefen der Empfindung unserer eigenen Seele schauen lassen.

Ueber die Vorzüge und Mängel dieser offenbar nicht ganz unähnlichen Erklärung im Vergleich mit der Kantischen wie über diese selbst entspann sich in einer Pause, die ich machte, eine so lebhafte und andauernde Unterhaltung, daß ich die Fortsetzung meines Vortrags vertagen mußte.

Doch war es auch den Freunden erwünscht, daß diese sich eng an die letzte wichtige Unterscheidung, die schon von Kant als ein Schlüssel zur Kritik des Geschmacks bezeichnet wurde, anschließenden Erörterungen schon vor dem Ablauf der gewöhnlichen zweiwöchentlichen Frist an einem der nächsten für alle Glieder unseres Kreises passenden Abende erledigt würden.

VI.

Freiburg, den 29. Dec. 1894.

Was ich heute zur Ergänzung meines letzten Berichtes an Sie, l. Fr., absende und bereits neulich

mit der Behandlung des zweiten Merkmals der Luſt am Schönen verbinden wollte, hat Kant ſelber davon äußerlich allerdings völlig abgetrennt und auch nicht wie ſonſt wohl eine engere Beziehung zu dem Vorangehenden irgend angedeutet. Indeſſen beweiſt dies noch nicht, daß nicht auch er gerade auch zu dieſem Schloß den neulich ſchon erwähnten Schlüſſel in jenen Darlegungen geliefert zu haben meinte.

Es wurde ja zuletzt das Wohlgefallen am Schönen als ein Inne- oder Bewußtwerden eines einhelligen Spiels der Einbildungskraft und des Verſtandes aus Anlaß der gegebenen Vorſtellung eines Kunſt- oder Naturgegenſtandes und nach Maßgabe derſelben, als eines die Thätigkeit beider Vermögen auffriſchenden und belebenden, erkannt. Sollte nun nicht aus der ſo beſchriebenen Wirkung ſchon einigermaßen die Beſchaffenheit der Urſache derſelben, alſo des veranlaſſenden Gegenſtandes, erſchloſſen und beſtimmt werden können?

Mehrere Irrtümer in Betreff dieſer Beſchaffenheit, die auch zum teil bereits von vorkantiſchen Aeſthetikern im dunkeln Gefühl der Wahrheit bekämpft ſind, obwohl gewöhnlich nicht, ohne in den gegebenen Falls gerade entgegengeſetzten Irrweg hineinzurennen, ſcheinen hierdurch wenigſtens bereits ausgeſchloſſen zu ſein. Sollte z. B. wohl ſchon ein bloßes Mannigfaltiges, ein Allerlei, ein Chaos, ein Durcheinander wie das Gewimmel eines aufgeſtörten Ameiſenhaufens Anlaß zu einem einhelligen unaufhörlichen Spiel der Einbildungskraft und des Verſtandes geben können? Schwerlich, da hier ja die Einheit im Vielen gänzlich vermißt wird.

Wie aber iſt es andererſeits mit der von Burke einmal angeführten keilförmigen Schnauze eines Schweines mit ihren zähen Knorpeln an der Spitze

und dem ganzen Gemächte des Kopfes in seiner großen Angemessenheit zu der Durchwühlung und dem Umgraben der Erde? Wenn jener Wirrwarr keine Anregung für den Verstand bietet, sollte diese offenbare Schicklichkeit zu etwas, die ja nicht anzuzweifelnde hohe Zweckmäßigkeit wohl für die freie unbestimmte Thätigkeit der Einbildungskraft genug Raum lassen? Wird nicht das Spiel derselben zu Ende sein müssen, noch ehe es angefangen hat? Und gewiß nicht könnte es unaufhörlich wieder beginnen. Das aber gerade ist das Eigentümliche alles Schönen, daß es uns nie etwas Altes wird, wie doch recht bald die Schicklichkeit einer Schweineschnauze, und deshalb immer von neuem mit Lust betrachtet werden kann.

Also scheint von dem Gegenstand und Anlaß eines ästhetischen Wohlgefallens beansprucht werden zu dürfen, daß darin 1. die Beziehung eines Mannigfaltigen zu *Einem* anzutreffen sei, daß aber solches Mannigfaltiges doch 2. nicht auf ein *offenbares und bestimmtes* Eines müsse bezogen und so darunter gleichsam einmal für immer unter- und zur Ruhe gebracht werden können. Oder, um es mehr in der Weise Kants zu bezeichnen, solcher Gegenstand darf *insofern* nicht die reale Zweckmäßigkeit einer Schweineschnauze aufweisen, sondern er muß nur an Zweckmäßigkeit erinnern oder, mit anderen Worten, die bloße Form der Zweckmäßigkeit besitzen. Kant sagt dafür wohl auch, es müsse eine subjektive Zweckmäßigkeit in der Vorstellung solches Gegenstandes enthalten sein, d. h. eine Angemessenheit an die öfter genannten Erkenntnisvermögen des Subjekts zu deren Belebung zu unbestimmter, aber einhelliger Thätigkeit. Diese verschiedenen Bezeichnungen finden sich bei Kant und haben eine jede ihr eigentümliches Verdienst.

Vielleicht, ja vermutlich haben nun auch diejenigen Aeſthetiker, die Burke im dritten Teil ſeiner Schrift bekämpft, nichts Anderes als das ſoeben Dargelegte gemeint. Aber wenn Burke hier beſtreitet, daß Schicklichkeit (oder Zweckmäßigkeit) und Vollkommenheit die Urſache von Schönheit ſei, und an das erſte und natürlichſte Gefühl eines jeden Menſchen appelliert, ob er bei dem Anblick ſelbſt eines ſchönen Auges, eines wohlgebildeten Mundes, eines gut geſtalteten Fußes auf irgend eine Weiſe daran denke, daß ſie zum Sehen, Eſſen und Laufen bequem ſind, ſo waren dieſe guten Leute ſchwerlich ſchon völlig zu Kants Klarheit durchgedrungen. Der Angriff eines Burke darauf war daher wohlberechtigt und verdienſtlich. Konnte er doch antreiben, die noch mangelnde Klarheit zu erringen.

Wenn nun aber Burke weiter ſagt, die wirkliche Urſache der Schönheit ſei vielmehr etwas ganz Anderes, und nun aufzählt vergleichungsweiſe Kleinheit, Glätte, Abwechſelung in der Richtung der Teile und anderes dergleichen, ſo werden Sie den Kopf ſchütteln. Wie war es möglich, daß einem Denker die Aufzählung ſolcher Eigenſchaften von Dingen ſchon genügen konnte? Mag ſein, daß alle ſchönen Dinge auch vergleichungsweiſe klein ſind, aber wie viele kleine Dinge giebt es, Krumen aller Art, Brotkrumen, Erdkrumen u. ſ. w., die nicht im mindeſten ſchön ſind! Und die Hauptſache: alles, was Burke an Beſchaffenheiten anführt, iſt doch einzig und allein deshalb ſchön, weil und ſofern es ein ſubjektiv Zweckmäßiges iſt und ſomit die Vorſtellungskräfte in ein freies einhelliges Spiel zu ſetzen vermag.

Burkes Kampf gegen die Gleichſetzung von Schönheit mit Zweckmäßigkeit war alſo in Wahrheit ein Sieg allein über das Mißverſtändnis einer Wahrheit,

nicht aber, was auch unmöglich sein dürfte, eine Vernichtung der dem Mißverstande zu Grunde liegenden Wahrheit selbst, die freilich zunächst wieder in die unsichtbare Tiefe zurücktauchte, bis sie dann Kant von neuem und nun zu endgültig dauernder Herrschaft ins Licht des Tages hinaufführte.

Kant tritt auch hier gleichsam mit Siebenmeilenstiefeln über Edmund Burke wie über dessen Gegner hinaus und bringt diese beiden mit einander für immer unter seine Füße. So hatte er schon vorher stillschweigend Burke, der wirkliche Uebereinstimmung aller Menschen über die Schönheit der von ihm behaupteten Beschaffenheiten des Schönen, Glätte, Kleinheit u. s. w., behauptet, berichtigt. Denn mochte Burke selbst diese Einstimmigkeit aller in seiner immer nur geringen Erfahrung zufällig angetroffen haben, so hätte er dies doch nicht für das eigentlich Wichtige und Bemerkenswerte halten sollen. Dieses war vielmehr, daß er und alle seine Bekannten annahmen, es müßten alle Menschen mit ihnen in Betreff des Schönen übereinstimmen oder, wie nun Kant den Burke verbessert: „Die allgemeine Stimme ist nur eine Idee". Denn dies ist jedenfalls das zunächst, wenn nicht ausschließlich, Festzustellende, daß ich und ebenso andere denken, mit unserem Urteil nicht allein zu stehen. Das Weitere ist sehr viel schwerer, wenn überhaupt, auszumachen.

An diesem Beispiel ist nun auch, deutlicher vielleicht als an irgend etwas Anderem, zu erkennen, welchem Verhalten Kant seine Ueberlegenheit über alle Vorgänger zu verdanken hat: — der bescheidenen Besinnung darauf, wie und wo uns alle Welt und Dinge zunächst gegeben sind, nämlich einzig und allein in der Erfahrung eines jeden. Diese so leichte, jedermann mögliche Besinnung gab ihm den letzten uns zugänglichen Beziehungspunkt aller Dinge für uns,

kurz aller Natur, an und in die Hand, das letzte Subjekt derselben, die Höhe unserer Seele.

Goethe sagt einmal in den Gesprächen mit Eckermann vom Jahre 1824, seine ganze Zeit habe sich zu ihm abweichend verhalten; „denn sie war, lauten seine Worte, ganz in subjektiver Richtung begriffen, während ich in meinem objektiven Bestreben im Nachteile und völlig allein stand". Diese antigoetheſche subjektive Richtung hat ohne Zweifel in Kant gegipfelt, in dem allein übrigens sie meines Wissens recht fruchtbar geworden ist. Von dieser subjektiven Richtung aber hat schwerlich irgend eine andere Disciplin so viel Nutzen gezogen wie die Aesthetik.

Oder darf bloß erst gesagt werden: kann Nutzen ziehen? Denn wenn wir bei einem nicht unbekannten Geschichtschreiber der Aesthetik lesen, daß nach dem Kantischen Kriticismus „wahrhaft schön nur das Subjekt" sei, das Objekt aber nur „infolge des Reflexes, den das Subjekt auf dasselbe wirft", und anderen dergleichen — Tiefsinn, so ist das doch wahrlich, um sich die Haare auszuraufen. Muß dieser gute Herr nicht einen anderen Kant als den uns bekannten vor Augen gehabt haben? Als ein Verständnis der Lehren dieses und als ein Gewinn an ästhetischer Einsicht infolge des Zurückgehens der Kritik auf das Subjekt können solche Aeußerungen gewiß nicht angesehen werden.

Wenn Sie aber jetzt etwa, l. Fr., von der Opposition gegen den Kriticismus aus unserem Kreise etwas zu hören erwarten, so werden Sie auch heute noch nicht befriedigt werden. Als solcher Widerstand hier neulich von einigen in Aussicht gestellt wurde, hatten diese vermutlich unglückliche verballhornende Berichterstattungen von Art der eben angeführten in Erinnerung. Diese freilich lassen Kant in Hexensprüche wie

„schön ist wüst, und wüst ist schön" einstimmen, denen kein Nachdenkender seinen Beifall geben kann.

Da es aber so etwas jetzt nicht zu hören gab, erhob sich aus unserem Kreise keinerlei Widerspruch, auch nicht von unserem Dr. med. et phil. Dieser meinte nur, daß durch die kritische Schönheitslehre kein Natur- und Wirklichkeitsstudium der Künstler verhindert werde und auch nicht allgemein von vornherein angegeben werden könne, welcher noch so hohe Grad von Realismus damit nicht zusammen zu bestehen vermöge. Darin hat der Dr. Paul Recht. Aus der höchsten Instanz freilich ist, meine ich, durch den Kriticismus der bloße Wirklichkeitsmensch und Photograph einmal für immer verdrängt.

Leben Sie wohl, l. Fr., mit allen lieben Ihrigen auch im neuen Jahre, das so nahe vor der Thür ist!

VII.

Freiburg, den 12. Jan. 1895.

Das Einfache und Durchschlagende, dabei Weittragende der kritischen Feststellungen über die Schönheit hat nicht nur Ihr Staunen, l. Fr., erregt, sondern schon vorher dasjenige unseres ganzen Kreises. Aus der Neuheit bei der Schlichtheit dieser Lehren aber ist wohl zu schließen, daß eine Kantische Selbstbesinnung etwas nicht ganz Gewöhnliches ist. Wie hätte sonst auch deren Entdeckung auf Kant zu warten gebraucht? Andererseits jedoch mag auch Feststellung solcher Merkmale der Schönheit manch' einem wenig wichtig dünken. Ob zu der Zahl dieser nicht sogar auch unser großer Goethe gehört? Wir sehen ihn bei Eckermann im III. Teil der Gespräche S. 103 der Reclamschen Aus-

gabe „über die Aeſthetiker lachen, welche ſich abquälen, dasjenige Unausſprechliche, wofür wir den Ausdruck ſchön gebrauchen, durch einige abſtrakte Worte in einen Begriff zu bringen".

Es würde zwar grobes Unrecht ſein, wenn mit dieſen letzteren Worten das umſichtige, tief beſonnene Verfahren Kants bei ſeiner Zergliederung des Begriffs der Schönheit abgethan werden ſollte, ein Unrecht, deſſen ich Goethe nicht zeihen will. Aber ſo viel glaube ich immerhin daraus entnehmen zu dürfen, daß Goethe ſich nicht eben viel aus ſolcher ſorgfältigen feinen Kantiſchen Analyſe der Schönheit gemacht haben würde oder, ich darf wohl ſogar ſagen, gemacht hat.

Goethe zieht es in demſelben Geſpräch vor, das Schöne in der ihm ſehr beliebten Weiſe als ein Urphänomen zu bezeichnen, das zwar nie ſelber zur Erſcheinung komme, „deſſen Abglanz aber, ſo meint er, in tauſend verſchiedenen Aeußerungen des ſchaffenden Geiſtes ſichtbar wird und ſo mannigfaltig und ſo verſchiedenartig iſt als die Natur ſelber". Das iſt nun freilich etwas Anderes als Kants ſcharf beſtimmte deutliche Merkmale. Ich verhehle aber nicht, daß es mir dabei ein wenig nebelig vor den Augen wird und daß ich, wenn ich zu wählen habe, meinerſeits ohne Schwanken dieſen letzteren den Vorzug gebe vor den ziemlich unbeſtimmten Hindeutungen unſeres großen Dichters mehr noch auf die Herkunft als auf die Beſchaffenheit alles Schönen.

Die Auffindung von Kants Merkmalen wurde bisher der Selbſtbeſinnung unſeres Denkers zugeſchrieben. Das ſoll auch nicht zurückgenommen werden. Aber am letzten Donnerstagabend, den ich eigens dafür vorbehalten hatte, konnte ich doch noch auf eine beſondere Beobachtung hinweiſen, welche Kant bei

seinem Geschäft der scharfen Sonderung der Schönheit von allem mehr oder weniger leicht mit ihr zu Verwechselnden, zumal von dem einen dieser Art, die größten Dienste geleistet hat.

In dem erwähnten Gespräch mit Eckermann hatte Goethe offenbar nur solche Gegenstände im Sinne, bei deren Beurteilung auf ihre Schönheit von der Beziehung des Baus der verschiedenen Glieder solcher Geschöpfe auf deren Naturbestimmung schwer abgesehen werden kann. „Warum, sagt er, konnten wir vorhin einige der Reitpferde, die uns begegneten, schön nennen als eben wegen der Zweckmäßigkeit ihres Baues? Es war nicht bloß das Zierliche, Leichte, Graziöse ihrer Bewegungen, sondern noch etwas mehr, worüber ein guter Reiter und Pferdekenner reden müßte und wovon wir anderen bloß den allgemeinen Eindruck empfinden". In gleicher Weise hat er schon vorher von einem mannbaren Mädchen und der für dessen Naturbestimmung nötigen Breite des Beckens und Fülle der Brüste gesprochen.

Goethe erwähnt hier wenigstens nicht ganz artige Gegenstände, die wohlgefallen, ohne daß von Angemessenheit des Baus zu einer Naturbestimmung und also von Zweckmäßigkeit irgend die Rede sein könnte. Solcher Art sind z. B. Laubwerk zu Einfassungen oder auf Papiertapeten, Arabesken, Guirlanden, auch Blumen. Auch an Regenbögen, die sich am schönsten ausnehmen, wenn sie, wie ich hier erlebt habe, einen mächtigen Strom wie die Unterelbe überbrücken, und an manche Wolkenbildungen kann gedacht werden. Auf dergleichen nun, was wohlgefällt, aber nichts bedeutet, richtete Kant anscheinend im bewußten Unterschiede von älteren Philosophen zunächst seine Aufmerksamkeit und erkannte mit Scharfblick dessen ganz einzige Bedeutung für die richtige

Erkenntnis und Lehre vom Schönen. Denn dieſe findet in ſolchen Beiſpielen eine Beſtätigung für ihre Behauptung der völligen Eigenartigkeit der Schönheit.

Sollte nun aber in den Goetheſchen Beiſpielen das Schöne in etwas Anderem beſtehen als worin bei dieſen? Das anzunehmen mußte dem von dieſen reinſten und einfachſten Fällen des Schönen herkommenden Kant widerſtreben. Was Wunder alſo, daß er ſich von den früheren Theoretikern trennt mit der Behauptung: Auch bei Pferden und Menſchen iſt das noch ſo Zweckmäßige des Baus nimmermehr ſchon ſchön. Nur würde freilich ein völlig freies arabeskenhaftes Formenſpiel, welches an ſich unſer Wohlgefallen zu erregen wohl im ſtande iſt, z. B. in der Geſtalt eines Pferdes vielleicht umgekehrt gerade das lebhafteſte Mißvergnügen hervorzurufen vermögen, weil und ſofern nämlich dasſelbe ſich als ein Hindernis der wirklichen oder vermeinten Naturbeſtimmung dieſes Geſchöpfes, ſeiner Beweglichkeit und Lauffähigkeit, darſtellt.

Aus ähnlichen Gründen bezeichnet Goethe am Schluſſe ſeines Geſpräches u. a. einen Baum, dem man die mächtigſten Zweige genommen und das übrige kugelförmig geſchnitzelt hat, und über alles eine Jungfrau, deren Leib von Jugend auf durch Schnürbrüſte verdorben und entſtellt worden, mit Fug als Dinge, von denen ſich der gute Geſchmack abwendet und die bloß in dem Schönheitskatechismus der Philiſter ihre Stelle haben.

In allen dieſen Fällen tritt die Schönheit unter einſchränkende Bedingungen, unter die Bedingungen des Naturbegriffs vom Gegenſtande und von dem, was dieſer ſein ſoll, oder, mit Kant zu ſprechen, die Schönheit iſt hier nicht mehr eine freie, ſondern eine bloß anhängende. Es wurde ſchon geſagt, daß alle

von Goethe erwähnten Schönheiten, Pferde, Hunde, Bäume, Mädchen, dieſer letzteren Art ſind; auch die Schönheit eines Hauſes iſt dahin zu rechnen.

Und es hat ſeinen guten Grund, daß Goethe nur Schönheiten gemiſchter Gattung ins Auge gefaßt hat. Dieſe ſind nämlich für uns Menſchen von ungleich höherer Bedeutſamkeit, von einer ſo überwiegenden, daß daneben freie Schönheit nur wie ein Veilchen im Verborgenen blüht. Und für wie viele Weltweiſe vor und ſogar nach Kant iſt ſie gut verſteckt geblieben!

Dieſe auch von Kant in vollem Umfange anerkannte höhere Bedeutung der anhängenden Schönheit für den Menſchen beruht aber auf Folgendem: Während Laubwerk auf Tapeten, Arabesken nur die Vermögen der Einbildungskraft und des Verſtandes anſprechen und anregen, ergreifen jene Geſtalten von Bäumen, Pferden, Menſchen, von Mädchen und Jünglingen, über dieſe Vermögen hinaus, in ihnen und vermittelſt ihrer, zugleich die mannigfaltigſten Kräfte des menſchlichen Gemütes, den ganzen Menſchen wie mit tauſend Armen und halten ihn feſt. Welche Luſt zu Bewegung und Leben kann nicht durch den Anblick eines dahingaloppierenden ſchlanken und kräftigen Roſſes geweckt werden und nicht etwa nur in einem Reiter! In welche Sphären hoher Gefühle und Gedanken vermag das Bild der ſixtiniſchen Madonna des Rafael empor zu führen!

In dieſem Vorzug größeren Reichtums und überragender Vielſeitigkeit der anhängenden Schönheit iſt aber wieder eine andere überaus wichtige Vortrefflichkeit derſelben begründet. Erſt in dem Bereiche dieſer Schönheit ſcheint die Vereinigung aller Menſchen in einem Gegenſtande, der beſtimmten Anforderungen derſelben entgegenkommt, möglich zu ſein, in einem Ideal der Schönheit.

Ob ſich in Hinſicht auf Arabesken ein Höchſtes von Mannigfaltigkeit und zugleich Einheit des Spiels mit einiger Uebereinſtimmung beſtimmt denken läßt, iſt jedenfalls zweifelhaft. Kant bezweifelt ſogar, daß für die Geſtaltung eines Hauſes eine beſtimmte Forderung bei allen gleichartig ſich bilden könne. Der eine erhebt dieſe, der andere jene Anſprüche. Iſt aber wohl einer, der nicht, ſei es ſelbſt widerſtrebend, den Goetheſchen Verſen über das Göttliche zuſtimmen müßte: Edel ſei der Menſch, hülfreich und gut!?

Damit iſt nun derjenige Gegenſtand unſerer Erfahrung bezeichnet, in Bezug auf welchen unter allen Uebereinſtimmung und ein feſter Begriff beſteht und zugleich diejenige Beſtimmung desſelben, in welcher mit Notwendigkeit alle übereinkommen. Es iſt der Menſch im Verhältnis zur Idee eines guten Willens, der Menſch in überſinnlicher Beziehung. Von dieſem iſt eine Darſtellung möglich, welche ihn in beſtimmter Weiſe für das Schönheitsbedürfnis aller gültig und doch zugleich in dieſem weit mehr als bloß dieſes befriedigend zur Anſchauung bringt, eine Darſtellung, mit welcher ſich notwendig mehr oder weniger auch ſchon jedes Gemüt beſchäftigt hat, ſo daß wir einer äußeren Verwirklichung derſelben in Stein, Erz oder Farben mit dem Gedanken entgegenkommen können: Das war's, was ich ſuchte.

Das Material aber zur Verwirklichung des Höchſten kann der Künſtler nicht anders woher entnehmen, als woher jedermann den Menſchen wie jede andere Art von Weſen, Kühe, Pferde und Hunde, kennen lernt: aus der bisherigen Erfahrung. Dieſe aber nun bietet dem Neger und dem Mongolen ein ſehr anderes Bild vom Menſchen als dem Weißen. Und ſolche Verſchiedenheit muß ſich auch noch in der ſubjektiv zweckmäßigſten Darſtellung deutlich geltend machen.

Für die äußere Wiedergabe dieſer mag dem ſchaffenden Künſtler eine in der Mitte von Aeußerſten ſchwebende Geſtalt wie der berühmte Doryphoros des Polyklet, die ſogenannte „Regel“, als eine heilſame Schranke dienen können, die der Carikatur, dem übertrieben Charakteriſtiſchen, wehrt. Nicht aber ſoll man ihn etwa daran als an eine kalligraphiſche Vorſchrift binden wollen, über die hinaus nicht noch das zu geſtatten wäre, was die alten Thebaner ihren Künſtlern ſogar durch Geſetz auferlegten: eine Bildung ins Schönere.

Dieſe gerade iſt das vom Genie des Künſtlers zu Erhoffende zuſammen mit der vollkommenſten äußeren Darſtellung reinſter und ſtärkſter innerer Beziehungen zu der Idee eines guten Willens. Auch bei der letzteren iſt auch nach Kant zwar die äußere Erfahrung hoher Menſchen in großen Lagen oder, mit ſeinen Worten, des ſichtbaren Ausdrucks ſittlicher Ideen, die den Menſchen innerlich beherrſchen, durchaus nicht gering zu ſchätzen. Doch iſt auch er der Anſicht, daß dieſes Höchſte für jede Vernunft, „Seelengüte oder Reinigkeit oder Stärke oder Ruhe u. ſ. w. (was alles unſere Vernunft mit dem Sittlichguten in der Idee der höchſten Zweckmäßigkeit verknüpfe) in körperlicher Aeußerung als Wirkung des Inneren gleichſam ſichtbar zu machen, reine Ideen der Vernunft und große Macht der Einbildungskraft in demjenigen vereinigt, welcher ſie nur beurteilen, vielmehr noch, wer ſie darſtellen will“, erfordere. Sie ſehen hieraus ſchon, daß auch Kant gerade wie der Maler Conti in Leſſings „Emilia Galotti“ einen Rafael ohne Hände kannte.

Daß nun durch die Darſtellung einer menſchlichen Perſönlichkeit von Künſtlerhand wie etwa das Werk eines großen Bildhauers in der That das allgemeingültige Ideal der Schönheit verwirklicht iſt, würde ſich,

wie Kant am Schluß seines vom Ideal handelnden Kapitels andeutet, dadurch beweisen, daß keinerlei Begierde dabei sich zu regen von uns gestattet, dagegen mehr als ein rein beschauliches Wohlgefallen dadurch bewirkt wird, nämlich eine Richtung des Gemütes auf die Existenz des Gegenstandes der Vorstellung hin. Es ist eine Zusammenstimmung zweier Gemütszustände, der Einheit des reinen Geschmacksvermögens und der reinen praktischen Vernunft, von der als einem Höchsten für Menschen die Alten Kunde geben, wenn ihnen derjenige, der starb, ohne den Zeus zu Olympia von der Hand des Phidias gesehen zu haben, beklagenswerter erschien als derjenige, welcher starb, ohne die eleusinischen Weihen empfangen zu haben. Wir Neueren dürfen hier etwa an die Darstellung des Gott-Vaters von Michel Angelo in der sixtinischen Kapelle oder von Rafael auf der Disputa denken.

Hiermit nun war zwar Kants Schönheitslehre noch lange nicht von mir ausgeschöpft. So hätte noch darauf hingewiesen werden können, daß die Unterscheidung zweier Arten von Schönheit, einer freien und einer anhängenden oder einer reinen und einer gemischten, und der ihnen entsprechenden Urteile zur Schlichtung mancher Streitigkeiten in Schönheitsangelegenheiten benutzt werden kann. Müssen doch danach über Schönheiten, die durch einen Begriff fixiert sind, bei verschiedenen Richtern trotzdem grundverschiedene Urteile möglich sein, insofern als z. B. ein Reitpferd leicht von jemandem, der gar keinen Begriff von Pferden hat, unwillkürlich (Pferdekenner jedoch werden sagen: sehr willkürlich) als freie Schönheit angesehen und beurteilt wird. So und nicht anders ist Goethes schon erwähnter Schönheitskatechismus der Philister zu erklären, den er im Namen eines guten Geschmackes verwirft.

Aber obwohl noch manches über die Kantiſche Schönheitslehre hätte vorgebracht werden können, ſo ſchien es mir doch nun, nachdem an vier Abenden die vier Hauptpunkte der kritiſchen Theorie vom Schönen von mir herausgehoben waren, angebracht, mit den Mitteilungen vorläufig einzuhalten. Nicht nur, weil ich das Bedürfnis hatte, zunächſt wieder etwas mehr zurückzutreten. Ich ſähe auch gern, daß die Freunde ſich über das Mitgeteilte, beſonders über deſſen etwaige Bedeutung für eine Förderung der ſchönen Kunſt in ihrem gegenwärtigen Zuſtande, etwas eingehender äußern möchten, als bisher geſchehen iſt. Die lebhafte Anteilnahme und offenbare Befriedigung derſelben an der kritiſchen Lehre vom Schönen iſt freilich überaus erfreulich. Für das völlige Ausbleiben der in Ausſicht geſtellten Oppoſition ferner, wenn doch zu ſolcher kein ſachlicher Anlaß gegeben wurde, kann ich nur dankbar ſein. In der angedeuteten Richtung aber haben vielleicht auch Sie ſchon nach meinen Berichten und in dieſen etwas vermißt, das nun hoffentlich noch nachgebracht wird.

VIII.

Freiburg, den 25. Jan. 1895.

In meinem letzten Briefe konnte ich noch nichts von einer Erfüllung des von mir gehegten und am Schluſſe ausgeſprochenen Wunſches melden. Mein heutiger Bericht aber wird Ihnen, denke ich, ein ziemlich anderes Bild als die letztvorhergehenden bringen.

Zunächſt aber habe ich Ihnen, l. Fr., zu danken, daß auch Sie aus der Ferne einen Beitrag zu der

gewünschten eingehenderen und vielseitigeren Erörterung freundlichst haben liefern wollen.

Ihre Meinung, daß die von der Kantischen Kritik sofort als erstes mit Nachdruck begründete Ueberzeugung, es gebe eine besondere Art von Aufnahme der Gegenstände seitens des Menschen, die durch bloße beliebige Wirklichkeit und deren Nachahmung nicht schon befriedigt werde, nämlich die ästhetische, gerade auf die so vielfach im Schlepptau der Naturwissenschaft laufende Kunst der letzten Zeiten einen wohlthätig umkehrenden Einfluß werde ausüben können, fand viel Beistimmung im Kreise der Freunde. Bei keinem so sehr wie bei Freund H.

Dieser gab auch der Befriedigung der Freunde über die ja auch von Ihnen beifällig aufgenommene Benutzung des Unterschiedes von freier und anhängender Schönheit seitens der Kritik noch einmal kräftigen und treffenden Ausdruck. Er verglich diese mit dem Vorhalten eines Spiegels, in dem die menschliche Seele sich selbst und sonst leicht zerfließende zarte subjektive Verhältnisse gleichsam feststehend und in deutlicher Bestimmtheit erkennen könne.

Noch auf etwas Anderes wurde am Anfange des gestrigen Abends zurückgegriffen, auf etwas, was ich zwar in meinem letzten Vortrage erwähnt hatte, was Ihnen mit zu berichten ich aber wohl versäumt habe. Nun lenkten unsere Damen noch einmal die Aufmerksamkeit darauf hin.

Kant wollte nämlich nicht schon mit früheren Kritikern des Geschmacks in geometrisch-regelmäßigen Gestalten wie einer Cirkelfigur, einem Quadrat, einem Würfel die einfachsten und unzweifelhaftesten Beispiele der Schönheit sehen, da sie dem Geschmack nichts positiv bieten, sondern ihm nur nicht geradezu zuwider sind. Dadurch nun als einen Beweis von wirklichem

lebendigem Schönheitssinn hatte der Alte von Königsberg ganz besonders unsere lieben Damen für sich gewonnen.

Am gestrigen Abend aber sollte nun auch der schon nicht mehr erwartete Widerspruch nicht ganz ausbleiben.

Sie werden sich noch erinnern, daß ich von vorn herein der Geneigtheit Z.s für unsere nächsten philosophischen Beschäftigungen nicht ganz sicher war. Vielleicht war ich nun überdies für Freund Z. in meinem letzten Bericht nicht respektvoll genug mit Goethe umgegangen, obgleich man doch wohl einem Begriffskünstler wie Kant in seinem eigensten Geschäft der Zergliederung von Begriffen die Ueberlegenheit auch über einen großen Dichter wie Goethe, wenn sie anders wirklich statt hat, wird zuerkennen dürfen. Oder war es etwas Anderes —, kurz, der Gute hakte mit zweifelnder Frage hinter die zwar von mir behauptete, jedoch nicht einmal besonders betonte Neuheit der Kantischen Schönheitslehre. Ob denn der Kriticismus nicht hier wie auch in anderen Punkten den göttlichen Plato wieder aufwärme?

Die Erörterung des Verhältnisses von Kant zu Plato war hiernach nicht wohl zu umgehen, und ich freute mich nur, erst kürzlich wieder das herrliche „Gastmahl" des Plato mit dem Berichte des Sokrates darin über die Rede der weisen Diotima, die alles für die Behandlung der Frage Erforderliche an die Hand giebt, gelesen zu haben.

Eine gewisse Uebereinstimmung des Kriticismus mit Plato ist nun gewiß nicht abzuleugnen. Von dem einen wie dem anderen wird Schönheit so, wie sie von uns an den Dingen wahrgenommen wird, nicht als eine den schönen Gegenständen an und für sich zukommende Eigenschaft angesehen. Schönheit beruht

vielmehr nach beiden auf einem Teilhaben der Gegenstände an einem anderen, einem vermittelst ihrer schönen Beschaffenheit erst zu Erreichenden, zu Erschließenden. Dieses andere aber ist nun dort und hier keineswegs dasselbe: bei Plato gleichsam eine überirdische verborgene Sonne, von der nur einige spärliche Strahlen uns durch schöne Gegenstände, vorzugsweise, meint Plato, durch edle Jünglingsgestalten, zukommen; bei Kant dagegen bloß das einhellige Zusammenspiel von Einbildungskraft und Verstand aus Anlaß gegebener Vorstellungen von Natur- oder Kunstgegenständen und nach Maßgabe von deren Beschaffenheit. Das mit Wohlgefallen verbundene Innewerden dieses Spiels läßt uns dem dasselbe anregenden Gegenstande zurufen: Verweile doch, du bist so schön!

Ist nun aber dieser Unterschied zwischen den beiden Philosophen etwa ein geringer zu nennen? Mir erscheint er vielmehr als ein ungeheurer und als ein solcher, welcher eine geradezu entgegengesetzte Wirkung der beiden Theorien zur notwendigen Folge hat. Dem großen Alten ist der Vorwurf nicht ganz zu ersparen, daß er zur Weltflucht, zur Flucht aus dieser Sinnenwelt zu Gunsten eines höchsten Schönen in einem Wolkenkukuksheim verleitet. Diesen Vorwurf aber gegen Kant zu erheben wäre wahrlich wenig berechtigt, da wir nach ihm selbst der Uebereinstimmung zwischen Phantasie und Verstand aus Anlaß gegebener Vorstellungen, einer doch wahrlich wenig überschwänglichen Sache, nur eben durch solche Vorstellungen und gar nicht an sich selbst inne werden können.

Ich weiß wohl, daß gegen die Kritik Kants die Anklage, den Menschen zur Selbstbewunderung zu verführen, erhoben worden ist; aber ich habe schon an einem der früheren Abende die Behauptung, daß nach Kant „wahrhaft schön nur das Subjekt“ sei, als ein

kaum für möglich zu haltendes Mißverständnis und als eine faſt wahnwitzige Verballhornung zurückweiſen müſſen.

Zur wahren Theorie des Schönen bei Kant verhält ſich Platos Lehre höchſtens wie das erſte ſchwache Morgenrot zum hellen entſchiedenen Mittag, und erſt jene iſt als ein wichtiger Teil des Werks der Bergung der menſchlichen Natur in ihren Höhen und Tiefen gegenüber nicht ſowohl Wahrheits- als vielmehr bloßen Wirklichkeitsfanatikern zu bezeichnen.

Mit dieſer Zurückweiſung ſeines dem Kriticismus nicht eben freundlichen Einwurfes mußte ſich J., dem keiner von den übrigen beitrat, wohl oder übel zufrieden geben. Daß ſeine Stimmung dadurch nicht gerade beſänftigt wurde, davon werde ich noch zu erzählen haben.

Ich nannte Kants Kritik von 1790 ſoeben ein Stück des Werkes der Bergung der menſchlichen Natur. Wenn Sie mit Ihrem Ausdruck, Kant habe das Richmaß alles Schönen, das in der menſchlichen Natur verborgen ſei, ans Licht gezogen und öffentlich aufgeſtellt, auf dieſes ſelbe, wie ich vermute, hinzielen, bin ich mit Ihnen ganz einverſtanden. Lieber aber ſähe ich dieſen Ausdruck vom Richmaß, ſo unanſtößig und gut er richtig verſtanden iſt, gemieden. Sie werden nicht leugnen, daß man ſich danach die Sache leicht ſo vorſtellen kann, als habe Kant eine Art Normalelle angefertigt, die nun im Büchерſchrank aufbewahrt werde und die man nur hervorzuholen brauche, um ſie an beliebige Gegenſtände zwiſchen Himmel und Erde anzulegen und danach über deren Schönheit und Unſchönheit allgemein und endgültig kurzer Hand entſchieden abzuurteilen.

Zumal da ſolch' eine Normalelle von nicht wenigen in der That, darauf kam geſtern auch noch die Rede,

für möglich gehalten zu werden ſcheint. So z. B. von dem ſo eben ſchon wieder in Erinnerung gebrachten nicht unbekannten Aeſthetiker und Verballhorner Kants. Die Aeſthetik, meint dieſer, habe die Aufgabe, „wiſſenſchaftlich jene Formen feſtzuſtellen, welche dem ſchönen vor dem häßlichen Gehäuſe den Vorzug geben". Von dieſer natürlichen und bleibenden Aufgabe habe nun Kant die Aeſthetik abgelenkt.

Das letztere iſt allerdings in gewiſſer Hinſicht richtig, begründet aber keinen Tadel; denn iſt es wohl berechtigt, ſo ohne Einſchränkung und genauere Beſtimmung jene Aufgabe als eine natürliche und bleibende hinzuſtellen? Das gerade mußte Kant bezweifeln.

Er konnte nämlich nicht darüber hinwegkommen, daß das Vermögen der Beurteilung von Kunſtſachen eine wichtige Eigentümlichkeit mit dem Zungengeſchmack gemein hat; es iſt diejenige, derentwegen es vermutlich auch mit dem gleichen Namen „Geſchmack" belegt worden iſt. So wenig ich mir den Wohlgeſchmack einer Speiſe aufſchwatzen laſſe, ſondern verlange erſt das Gericht an *meiner* Zunge und *meinem* Gaumen zu verſuchen und danach allererſt mein Urteil zu fällen, eben ſo wenig laſſe ich mir, wenn ich ein Gebäude, eine Ausſicht, ein Gedicht nicht ſchön finde, den Beifall durch hundert Stimmen, die es alle hoch preiſen, *innerlich* aufdrängen.

In dieſer Thatſache kommt aber der Anſpruch des Geſchmacks auf die letzte Entſcheidung oder auf Autonomie zum Ausdruck. Wäre es nun wohl gut zu heißen, wenn Kant gegen dieſen unwillkürlichen Anſpruch des Geſchmacks in einem jeden anzugehen ſich hätte hinreißen laſſen? Und anzugehen zu Gunſten weſſen? Zu Gunſten eines bloßen Wahns von Aeſthetikern, welche von einer Herrſchaft über den gemeinen

Geſchmack träumen, die mit Leichtigkeit durch Feſtſtellung von Schönheitsformen zu errichten ſei. Vielmehr erſcheint mir als nicht geringſter Ruhmestitel Kants hier wie ſonſt ſeine große Scheu über das einfache natürliche Menſchengefühl leicht hinwegzutreten.

Nicht als ob Kant irgend beſtritte, daß der reine Geſchmack in jedermann ſchließlich durch gleiche Anläſſe zu gleichem Spiel der Erkenntniskräfte und dann auch gleicher Luſt bewegt werden mag. Aber ausfindig zu machen iſt dies vielleicht tief verborgene Allgemeingültige einzig und allein durch wirkliches Probieren gegebener einzelner Natur- und Kunſtwerke an den eigenen Vorſtellungsvermögen für dieſe Gegenſtände und ihresgleichen unter allmählicher vorſichtiger Erweiterung. Die Reflexion des Subjekts über ſeinen eigenen Zuſtand der Luſt oder Unluſt auf Veranlaſſung von vorliegenden Natur- oder Kunſtgegenſtänden darf nicht überſprungen werden.

Dabei können doch beſonders befähigte Individuen wie G. E. Leſſing höchſt wertvolle Dienſte als Führer des gemeinen Geſchmacks leiſten, indem ſie aus Anlaß von Kunſtgegenſtänden und an ihnen zuſammenſtellend und vergleichend das Gefallende und Mißfallende in allen ſeinen Merkmalen mit beſonderer Schärfe und Deutlichkeit herauszuheben und zur Nachfolge für andere Nachkoſtende bemerklich zu machen verſtehen.

Die auf ſolche Weiſe zu findenden Geſetze des Gefallens überheben aber für neue Werke und Verſuche der Kunſt nicht einer neuen Probe, die oft, wie oft ſchon! gezeigt hat, daß es noch anderes Allgemeingültiges geben kann als das zuvor einzig und allein dafür Gehaltene.

Auf dieſen von der Natur gewieſenen weiten, ſehr weiten Weg zur Wahrheit in Geſchmacksſachen

verweiſt Kant; der Leugnung des Vorhandenſeins von allgemeingültigen Geſetzen des Geſchmacks würden ihn Liebhaber einer Normalelle ſehr mit Unrecht beſchuldigen.

Im Unterſchiede von Geſchmacksrichtern und Kunſtkritikern wie Leſſing, die ſich unter den Kunſtwerken ſelbſt aufhalten, mit ihnen innig vertraut und befreundet, und eine weſentlich vergleichende Thätigkeit üben und deren Geſchäft ſelbſt mehr eine an Beiſpielen ſich entwickelnde und beſonders Feinheit und Schärfe der Auffaſſung beanſpruchende Kunſt zu nennen iſt, hat Kant einmal als ſeine Aufgabe das den letzten Gründen des Wohlgefallens aus Anlaß einer gegebenen Vorſtellung im Gemüte nachforſchende Denken bezeichnet. Dieſes erfordert wohl mehr Tiefe, und von ihm bemerkt Kant, daß es eine Sache der Wiſſenſchaft ſei.

Fragt man nun noch nach dem praktiſchen Werte dieſer Wiſſenſchaft, ſo iſt derſelbe wohl vorzugsweiſe in der Abwehr ſophiſtiſcher irreführender Theorien wie etwa heutzutage der Wirklichkeitsfanatiker oder Veriſten zu ſuchen. Dann aber zweitens auch in dem, was zwar mit jener Abwehr eng zuſammenhängt und als eine Folge derſelben angeſehen werden darf: es wird nämlich dadurch dem gemeinen Geſchmack und ſeinen Wortführern wie z. B. einem Leſſing freie Bahn gemacht und gehalten gegenüber ſolchen, die dieſe edle Menſchenkraft zu umgehen und zu unterjochen bemüht ſind und an denen es, wie wir gehört haben, leider nicht ganz fehlt.

Hätte Z. nun dieſe letzteren Betrachtungen, zu denen überzugehen ich gerade im Begriff war, am geſtrigen Abend ruhig abgewartet und damit die Darlegung meiner Meinung von dem Verhältnis der Kantiſchen Kritik zu der Kritik Leſſings, ſo würde er vielleicht

ſich und uns Unannehmlichkeit erſpart haben. Nun aber meinte er in einer Pauſe des Geſprächs nach vorangehendem heftigem Ausbruch gegen abſtrakte Lehre und trockene Begriffsklaubereien, mit denen er ſo unglücklich wie irgend möglich nach unſerer aller Anſicht gerade in der Aeſthetik auf Kant zielte, für Leſſing als einen ganz anderen beſſeren Mann, als ſeinen Mann und den Mann unſerer wie aller Zeiten in der Betrachtung des Schönen und der Kunſt auf den Kampfplatz ſpringen zu ſollen.

Es wäre zwiſchen uns beiden faſt zu einem Erzürnen und wozu noch ſonſt? gekommen, wenn nicht die lieben Frauen „mit ſanft überredender Bitte das Scepter der Sitte“ ergriffen hätten, löſchend „die Zwietracht, die tobend entglüht“. Frau Louiſe hatte endlich noch den glücklichen Einfall, den Vorſchlag zu machen, es möge J. gebeten werden, von den anſcheinend von ihm im Vergleich mit Kant ſo viel höher geſchätzten Verdienſten Leſſings um die ſchöne Kunſt in ausführlicherer Darſtellung uns alle zu überzeugen. Die ſchalkhafte Freundin ließ mit einfließen, daß wir ihm gewiß nicht verwehren würden, auch die Krone auf Goethes Haupt, an der neulich majeſtätsverbrecheriſch gezerrt ſei, wieder zurecht zu rücken und ſeine Schönheitspriеſterehre wieder herzuſtellen.

Ich nannte den Vorſchlag von Frau Louiſe einen glücklichen. Zwar hatte die von mir neulich gewünſchte Ausbeutung der kritiſchen Theorie für das gegenwärtige Leben und Schaffen im Gebiete des Schönen und der Kunſt, die jedenfalls verſucht werden ſollte, an dieſem Abend erſt kaum, wenn überhaupt, begonnen. Die Urheberin des neuen Vorſchlages meinte, beiläufig, zur Unterſtützung desſelben noch, die von mir begehrte genauere Vergleichung der kritiſchen

Theorie mit dem heutigen Kunstschaffen, wenn man sich von ihr überhaupt Erhebliches zu versprechen habe, würden wir Landleute, besonders wir hier außerhalb der Welt, doch wohl besser den Städtern — ein Wink für Sie, l. Fr.! —, zumal den Großstädtern überlassen. Und vielleicht ist selbst für diese Aufgabe von einer zeitweiligen Hinwendung der Aufmerksamkeit auf die großen heimischen Meister der schönen Kunst (in einem Hauptgebiete dieser) und auf deren machtvolles Ringen um Einbürgerung des Schönen in dieser armen Welt einiges zu hoffen. Es ist eine von dem Kantischen Bestreben sehr verschiedene, aber schließlich doch denselben hohen Gute in unserem Geschlechte gewidmete Thätigkeit, die zu mannigfacher Vergleichung Anregung geben wird.

Durch neue Vergegenwärtigung dieser Thätigkeit wird auch eine Entscheidung darüber vorbereitet, ob die Art der großen Schöngeister in der That die einzig zu wünschende Bemühung um das Schöne auf der Erde ist, wie J. anzunehmen scheint, oder ob, wie ich meine, auch im Gebiete des Schönen die Wissenschaft und Kant einen nicht wohl entbehrlichen, guten und von sonst niemandem wohl zu übernehmenden Dienst zu leisten vermögen.

Uebrigens stimmten dem Vorschlage von Frau Louise, die allgemeine Erörterung des Schönen und des Ideals, worauf sich die Kantische Kritik beschränkt, vorläufig zu verlassen, alle Freunde zu, und dem allgemeinen freundlichen Drängen leistete J., dem seine so unbegründete Heftigkeit alsbald recht leid geworden zu sein schien, zunächst wenigstens in Bezug auf den von ihm auf den Schild gehobenen Lessing, keinen Widerstand.

Sie wissen nun, l. Fr., was Sie in dem nächsten Briefe von hier, dem sich hoffentlich weitere von ähn-

lichem Inhalt gemäß dem Programm von Frau Louise anschließen werden, zu erwarten haben.

IX.

Freiburg, den 8. Februar 1895.

So haben wir denn nun gehört, was Z. an Stelle von „abstrakter Lehre und trockenen Begriffsklaubereien" zum Heile der schönen Kunst für erforderlich hält, und ich beeile mich, Ihnen, l. Fr., gleich heute darüber Bericht zu erstatten, wenn ich vielleicht auch für diesen Brief (es ist jetzt schon nach zehn Uhr Abends) einen Teil der Nachtruhe werde opfern müssen.

Sie dürfen indessen nicht meinen, daß Z. uns mit bloßer Augenverblendung genasführt habe. Dazu kennen Sie ihn auch zu gut, um so etwas von ihm zu erwarten. Was er uns gestern gab, war durchaus der Vorträge würdig, die er uns zu Ihrer Zeit über Richard Wagner als Dichter und über andere hervorragende neuere Dichter hielt.

Dieses Mal bekamen wir freilich von dem Dichter Lessing nur wenig zu hören, um so mehr, wie schon nach der Veranlassung dieser Darlegungen und nach den neulichen Worten Z.s zu erwarten war, von dem Kritiker, der als ein besserer Lehrer und Meister des Schönen und der Kunst Kant entgegengestellt wurde.

Indem er aber vorhatte, vom Kunstrichter und Kunstgesetzgeber vorzugsweise zu handeln, leugnete Z. doch nicht, daß von diesem der Dichter Lessing nicht völlig zu trennen sei. Denn gerade jenes in Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und im Nathan bewährte hohe Kunstvermögen, wenn es vielleicht auch nicht stark genug war, Lessing völlig an die Seite der

größten Künſtler und Dichter zu heben, befähigte ihn doch im Verein mit dem vorwaltenden ſcharfen und feinen Verſtande und einer ungemeinen Geiſtesklarheit, ein ſo hervorragender Würdiger, Richter und Ratgeber ſchöner Kunſt zu werden. Davon abgeſehen ermöglichte es ihm, wenigſtens in einem Gebiete ſeine Lehren durch entſprechende Beiſpiele und Muſter zu erhärten. Und wir wiſſen, daß Leſſing ſelbſt auf dieſe Fähigkeit gerade für einen Kritiker großes Gewicht gelegt hat.

Mit derartigen Bemerkungen über den Dichter Leſſing begann Z. geſtern ſeine Erörterungen und berührte ſo ſofort dasjenige, worin er den großen Vorzug Leſſings vor Kant erblickt. Dies iſt aber, daß die Betrachtung Leſſings ausläuft in That, wie ſie von Thaten großer Meiſter der Kunſt ausgeht, oder, mit anderen Worten, das induktive Verfahren Leſſings und ſeine Richtung auf Praxis. Z. nannte dies auch ein Lernen aus dem Leben für das Leben, ein Gedanke und ein Geſichtspunkt, von dem ich vermute, daß er noch oft bei Z.s Würdigung unſerer großen Schöngeiſter Kant gegenüber wird herhalten müſſen.

Wenn aber dies nach Z. die Dichter und Praktiker insgeſamt vor dem abſtrakten Denker auszeichnet, ſo ſah er nun einen beſonderen Vorzug Leſſings in deſſen unentwegter Richtung auf die Beförderung und Herbeiführung eines Höchſten in der Kunſt.

Dieſes Hochſtreben Leſſings betonte Z. ſogar mit einem ſolchen Nachdruck, daß darüber alles ſonſt wohl bei Leſſing Hervorgehobene völlig zurücktrat.

Bei den letzten Worten denke ich an ſolches Anderartige, deſſen Hervorhebung auch Sie oft genug in Aufſätzen über Leſſing werden angetroffen haben, wie: das Fragmentariſche, Rhapſodiſche, kurz Journaliſtiſche ſeiner ganzen Wirkſamkeit. So findet man

wohl Leſſing im ganzen als einen Mann geſchildert, dem man, wie ich kürzlich noch bei einem angeſehenen lebenden Litterarhiſtoriker las, wahrlich keinen übermäßigen Hochflug nachſagen könne. Dazu paßt auch in der That das etwas Advokatoriſche, das Leſſing nach dem Zeugnis ſeines Freundes Nicolai während des ſiebenjährigen Krieges in Leipzig das gerade Entgegengeſetzte wie in Berlin verteidigen ließ und zwar, beide Mal in Widerſpruch mit der an dem Orte gerade herrſchenden gemeinen Meinung, dort die Preußen und hier die Sachſen. Selbſt der berühmte Ausſpruch Leſſings über die Wahrheit in der Duplik von 1778, daß, wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, ſich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte und zu ihm ſprächte: wähle! er ihm mit Demut in ſeine Linke fallen und ſagen würde: Vater, gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein, verzichtet offenbar auf einen zugeſtandenen höheren Typus als übermenſchlich und allzuhoch. Goethe, beiläufig, hat in dieſem Punkte offenbar anders gedacht, wenn er einmal in den zahmen Xenien meint: Führte man mich in der Wahrheit Haus, bei Gott! ich gieng' nicht wieder heraus.

Nicht nun, daß Z. dieſes alles in ſeinem Bilde Leſſings ganz hätte fehlen laſſen; ich habe in dieſer Hinſicht ſogar nichts bei ihm vermißt: nicht das Nüchterne der Leſſingſchen Kunſt, wodurch die Figuren derſelben mehr der wirklichen Natur entnommen zu ſein ſcheinen und worauf der erwähnte Kritiker und Litterarhiſtoriker unſerer Tage wohl hauptſächlich ſein Augenmerk gerichtet hatte, noch auch das Zurückgehen Leſſings auf die Naturſprache ſeines Volkes und ſein dem Schnabel gemäß Sprechen und Schreiben, nicht

das Mannigfache und Fragmentarische seiner Thätigkeit und endlich auch nicht Lessings anscheinende Kleinigkeitskrämerei und Stubengelehrsamkeit, was alles nicht recht zu Größe und Höhe stimmen will. Aber statt ihn nun vorzugsweise in den tiefsten Niederungen der Auszüge zu zeigen und als den Scultetus oder Logau aus der Vergessenheit rettend, legte J. den Hauptnachdruck und einen gewaltigen Nachdruck auf das mit dem Kleinen bei Lessing verbundene Große, auf das Große, dem jenes Kleine und Kleinste doch meist dient.

So aber erreichte J. eine ganz besondere Wirkung. Obwohl man gewiß nicht von einem gänzlichen Verkennen des Großen in Lessing seitens früherer Betrachter sprechen darf, am wenigsten bei Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Dichtung, der sowohl das rasche Eingehen Lessings auf alles Große und Edle wie auch besonders seine grundsätzliche Polemik gegen alle Mittelmäßigkeit bereits gebührend hervorhebt, glaubten wir doch gestern, ich darf im Namen unseres ganzen Kreises sprechen, von dem alten Gotthold Ephraim als einem ganz neuen Manne zu hören.

Von der Richtung des Kunstkritikers und -gesetzgebers Lessing aber auf ein hohes Ziel geben zumal der Laokoon und die Hamburgische Dramaturgie beredtes Zeugnis. J. erinnerte zuerst daran, daß es im Laokoon laut Vorrede Lessings vornehmste Absicht war, einem falschen Geschmack und ungegründeten Urteilen entgegenzuarbeiten. Solches Entgegenarbeiten geschieht aber durch scharfe Abgrenzung der Künste gegen einander, auf welches Mittel auch der Nebentitel des Laokoon „über die Grenzen der Malerei und der Poesie" hindeutet, und durch die Einschränkung einer jeden Kunstart auf ihre natürlichen Grenzen, damit in

der Poesie der damals eingerissenen langweiligen malerischen Schilderungssucht, in der Malerei aber der nicht eben kurzweiligeren poetischen Allegoristerei gesteuert werde. Die natürlichen Grenzen sind aber, wie schon hieraus zu entnehmen, für die betreffende Kunst zugleich die Grenzen ihrer höchsten Wirkung. Diese erreichen die bildenden Künste, wenn sie, die den ganzen Raum mit allem, was ihn erfüllt, zur Verfügung haben, aber andererseits auf einen einzigen Moment der Zeit eingeschränkt sind, sich auf die Darstellung des Entstandenen und Gegenständlichen im Raume einschränken. Die in und mit der Zeit schreitenden redenden Künste dagegen verhalten sich dieser ihrer Lage genau entsprechend, wenn sie sich streng an die Wiedergabe von Entstehung in der Zeit oder, mit einem anderen Worte, von Handlung halten und von einem Wetteifer mit der Malerei in der Schilderung des Nebeneinander im Raume gänzlich absehen.

Nun haben aber eben dasjenige, was der Kunstgesetzgeber aus Natur und Darstellungsmitteln der verschiedenen Künste tief ableitet, die größten Meister unter den Künstlern schon ohnedies längst gethan; sie haben es geradezu wie zu unserer Belehrung gethan, wenn sie in verschiedenen Gebieten der Kunst von eben derselben Sache, z. B. der Schönheit der Helena, einen Begriff zu geben die Absicht hatten, so die beiden großen Griechen: Zeuxis, der weise Maler, und Homer, der nicht minder weise Dichter.

Jener stellte die Helena in ihrer ganzen strahlenden Schönheit allein und nackend vor den Zuschauer hin, dieser ließ eben dieselbe Schönheit einzig aus der Wirkung eines erneuten Anblicks der ihnen doch nicht mehr unbekannten unheilvollen Frau auf die trojanischen Greise, die fürsorgenden Väter der Stadt, aus deren entzückten Ausrufen und Handlungen entnehmen.

Leſſings entſchiedenes Eintreten für die Innehaltung der Grenzen der bildenden und der redenden Künſte kann demnach mit Z. auch ſehr wohl als ein Eintreten für die Meiſter dieſer Gebiete bezeichnet werden. Es iſt ſogar die Frage berechtigt, ob nicht vielleicht gerade der Hinblick auf das Verhalten ſolcher Großen unſeren Leſſing zu ſeiner ſchiedsrichterlichen Thätigkeit begeiſtert hat. Z. meinte in Erwägung der ganzen Geiſtesart Leſſings wohl nicht mit Unrecht, daß es beinahe dieſen Anſchein habe.

Er fügte noch hinzu: bei einem Zeuxis ſei unſerem Leſſing auch in den Nachrichten der Alten von deſſen Thätigkeit und Weiſe das von ihm ſo beſonders Hervorgehobene und Geprieſene entgegengetreten, daß nämlich die alten Künſtler ſich nicht etwa ſchon mit dem in der gemeinen Wirklichkeit zufällig angetroffenen Schönen zufrieden gaben, ſondern das Vollkommene zur Darſtellung zu bringen ſuchten und dieſem Höchſten gegenüber die Einſchränkungen und Verſchleierungen desſelben z. B. durch übliche Tracht und Gewandung gering achteten.

Für das Hochſtreben Leſſings konnte aber Z. zum Beweiſe nicht nur auf den Laokoon, ſondern ebenſo ſehr auf die Hamburgiſche Dramaturgie verweiſen.

Wie dort zwei große Künſtler des Altertums unſerem Kunſtrichter als Leitſterne bei der Forderung eines Höchſten vorſchwebten, ſo hier, wo es ſich um das Theater handelt, die Kunſtlehre eines großen alten Philoſophen, des Ariſtoteles. Von dieſem erwähnt und betont Leſſing mehr als einmal, daß er alle ſeine Regeln auf die höchſte Wirkung calculiert habe, daß aber die damals überſchätzten Franzoſen dieſe ſtrengen Geſetze nicht ſowohl wirklich beobachteten als vielmehr ſich mit ihnen nur notdürftig abgefunden hätten. Dem gegenüber fordert Leſſing wiederum zum Schwereren,

aber Großen auf und ſpricht ſich mit der größten Schärfe gegen den Mißbrauch großer Mittel zu kleinen Zwecken aus. J. rief uns den Anfang des achtzigſten Stückes der Dramaturgie in die Erinnerung, die Worte: „Wozu die ſaure Arbeit der dramatiſchen Form? wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtniſſe gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen?“ Nehmen wir dazu das Weiterfolgende oder auch den eben vorhergehenden Schluß des neunundſiebzigſten Stücks „Ein Bund Stroh aufzuheben muß man keine Maſchine in Bewegung ſetzen; was ich mit dem Fuße umſtoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine ſprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen“, ſo erhellt deutlich genug, was Leſſing will.

Wie würde wohl, beiläufig geſagt, unſer heutiges gewöhnliches Theaterfutter, auch das von berühmterer Fabrikmarke, zerſtieben, wenn der Sturm Leſſingſchen Geiſtes dahineinführe! Nach ſolchen Aeußerungen Leſſings aber klingt in der That, das werden Sie gewiß zugeben, wohl glaublich, was der Bruder Leſſings von ihm aus einer früheren Zeit, den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, berichtet: daß er nur deshalb zu philoſophieren ſchien, um das Theater deſto mehr veredeln zu können.

Was ſagen Sie, l. Fr., zu dieſem von J. geprieſenen Hochflug Leſſings? Sind Sie auch wie wir hier alle dadurch überraſcht? Daß er jedoch vorhanden iſt, unterliegt keinem Zweifel. Daß er aber ſo viel überſehen werden konnte, das ſei, bemerkte noch Freund H. nicht ohne Grund, durch all' das auch von J. nicht verſchwiegene Gegenſätzliche in Leſſings Charakter doch noch nicht genügend erklärt. Wir würden es in der That ſchon mehr verſtehen, wenn Leſſing wirklich, wie H. mit Gervinus meinte, praktiſch zwar ſtets

und nur zum Höheren und Besseren vorwärts wies, aber (sehr realistisch und praktisch) nur zu dem Besseren, zu dem die Verhältnisse reif schienen. Darüber konnte allerdings leicht die doch unleugbare Richtung auf ein Höchstes bei Lessing in Vergessenheit geraten.

Wie aber auch das anzutreffende Verkennen des Hochstrebens bei Lessing zu erklären sein mag, allesamt konnten wir darin J. nur beistimmen, daß ein Wiedererstehen dieses Heldenhaften in dem Lessingschen Genius gerade für unsere Zeit gar sehr zu wünschen sei. „Komm, tapferer Lessing!" J. fragte noch, ob von der Beschäftigung mit und der Erwärmung an dieser tapferen Thätigkeit Lessings nicht mehr für Künstler und Publikum durch Gewöhnung derselben an eine höhere Denkungsweise und infolge davon für die Hebung der Künste zu hoffen sei als von der Erneuerung bloß allgemeiner Lehren und Begriffe. Sie merken, daß ich damit wieder einen kleinen Hieb weg hatte, den ich jedoch im Bewußtsein, daß auch solche Lehren kritischer Art als eine gründliche Aufklärung des Publikums ihren bestimmten unvernichtbaren Wert haben und behalten, gern ertrug.

Uebrigens scheint das von J. so sehr betonte Hohe in Lessing seinen Zeitgenossen weniger entgangen zu sein, jedenfalls nicht Goethe. Diesen fand Eckermann einmal im Oktober 1825 in besonders hoher Stimmung, in der er aber nun gerade über allerlei menschliche Erbärmlichkeit sich ergieng, über solches Erbärmliche auch in der schönen Litteratur. Auch dort seien große Zwecke und echter Sinn für das Wahre und Tüchtige und dessen Verbreitung sehr seltene Erscheinungen. Einer hege und trage den anderen, weil er von ihm wieder gehegt und getragen werde, und das wahrhaft Große sei ihnen widerwärtig, und sie möchten es gern aus der Welt schaffen, damit sie selber

nur etwas zu bedeuten hätten. So sei die Masse, und einzelne Hervorragende seien nicht besser. Da aber gedenkt Goethe Lessings und fährt fort: Ein Mann wie Lessing thäte uns not. Denn wodurch ist dieser so groß als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten, — sein Festhalten, dürfen wir hier gewiß in Goethes Sinne ergänzen, an hohen großen Zwecken! — So nun hören wir zwar erst den Greis Goethe sprechen, wir haben aber Grund anzunehmen, daß Goethe schon als Jüngling seinen großen Vorarbeiter und Bahnbrecher nicht anders angesehen hat.

Bisher habe ich nur das Hauptsächliche aus Z.s Darlegungen angegeben, das Wichtigste und Neueste. Aber es fand sich darin noch manches andere sehr Ansprechende, so besonders, daß Lessing durch seine kritische Thätigkeit einen Ersatz geschaffen habe für die Gesetzgebung der Alten in Sachen der Kunst, z. B. der Thebaner, von denen ich selber neulich schon angegeben zu haben meine, daß sie ihren Künstlern eine Bildung über die Naturwirklichkeit hinaus nur ins Schönere gestatteten. Ein derartiges Eingreifen des Staates in Sachen der Schönheit und der Kunst würden unsere Zeitgenossen sich schwerlich gefallen lassen. Da ist es nun nicht hoch genug anzuerkennen, wenn Männer wie Lessing auf dem Wege der Wahrheit und der ruhigen Ueberlegung die Leute dahin zu bringen suchen, daß sie aus freien Stücken dem Guten und Großen nachstreben, das Gemeine und Schlechte aber mit Entschiedenheit abweisen. Das ist wahrlich ein ebenso echter und notwendiger Gottesdienst wie nur irgend ein herkömmlicher Staats- und Kirchendienst, dem Lessing bekanntlich sein Leben lang für seine Person entschieden widerstrebte.

Ganz besonders aber will ich zum Schluß noch eins zu erwähnen nicht vergessen, was aus Z.s Er-

örterungen erhellte und was, Sie werden gleich ſehen, weshalb, mir ganz beſonders auffallen mußte.

Z. gab an, wie Leſſing in der Dramaturgie zu ſeinen Kunſtregeln gelangte, nämlich durch Beurteilung der auf der Hamburger Bühne zur Aufführung gebrachten Stücke, alſo durch Entwickelung jener Geſetze aus und an Beiſpielen. Dies iſt das zu dieſem Behuf durch die Natur der Sache gebotene Verfahren, von dem man allerdings nicht ſagen kann, daß es der Leſung der dadurch etwas weitläufig gewordenen Dramaturgie in weiteren Kreiſen auf die Dauer förderlich ſein wird.

Genau dieſes Vorgehen zum Behuf der Gewinnung von beſtimmten Kunſtgeſetzen ſcheint aber Kant im dritten Buche der Analytik im Sinne zu haben, da, wo er zwei Geſchäfte unterſcheidet, durch deren Beſorgung der Vernünftler oder das bloße Nachdenken dem Schönen und der Kunſt Dienſte zu erweiſen vermöge. Von dieſen nämlich beſchreibt er das eine als eine an Beiſpielen ſich entwickelnde Kunſt und merkt zugleich für alle Kritik des Geſchmacks an, was alſo auch für dieſe Art ſolcher Kunſt gilt, daß ſie (wegen der unerläßlichen Beziehung der zu beurteilenden Gegenſtände auf die Einhelligkeit und Belebung der Gemütskräfte) nur ſubjektiv ſei.

Daß nun unſer Z. darauf ausgegangen ſei, Aehnlichkeiten zwiſchen Leſſing und Kant, gerade zwiſchen dieſen, ausfindig zu machen, werden Sie ſchon nach meinem neulichen etwas unfreundlichen Zuſammenſtoß mit Z. nicht für wahrſcheinlich halten. Um ſo weniger aber war die ſich übrigens bei der erſten Beſchäftigung mit der Dramaturgie ſogleich aufdrängende Thatſächlichkeit des von ihm dargelegten ſo ſehr zu Kant ſtimmenden Verfahrens Leſſings zu bezweifeln und beſtätigte glänzend meinen neulichen etwas ketzeriſchen

Satz, daß das Verhalten Lessings die Praxis zu Kants Theorie sei.

Ist aber das, so muß in beiden großen Kritikern bei aller Verschiedenheit viel Gleiches gewesen sein.

Nicht ohne Grund ist deshalb, beiläufig, auch Lessing mit Kant derselben Verurteilung bei einer schon öfter berührten Klasse von neueren Aesthetikern verfallen, nämlich dieser, daß er sich noch mehr an das Subjektive gehalten habe, während die neuere Aesthetik bemüht sei, objektive Gesetze des Schönen aufzustellen. (Wenn sie damit nur Glück hat!?)

Sie werden sich schon denken, l. Fr., daß ich über diese Art von Genugthuung, welche mir J. ganz ohne seine Absicht gab, nicht wenig erfreut war; aus meiner Zufriedenheit machte ich auch kein Geheimnis; J. wird mir das Zeugnis nicht versagen, daß ich mich ihm gegenüber, der sich doch auch gestern wieder gegen mich und den Kriticismus, wie ich schon andeutete, gehen ließ, versöhnlich gezeigt habe. Dies aber übte auf J., der ja im Grunde ein guter Kerl ist, zusammen mit dem allgemeinen Beifall, für den er, wie Sie wissen, überaus empfänglich ist, beste Wirkung. Sonst hätte er sich wohl nicht so leicht bewegen lassen, das von Frau Louise entworfene Programm weiter zur Ausführung zu bringen.

Ihre treffende Bemerkung übrigens über den ländlichen Charakter auch dieses Programms hat uns alle höchlichst ergötzt, vor allen die liebenswürdige Urheberin des Vorschlages. Was wir denn anderes beginnen sollten, wir armen Feldmäuse, meinte unsere Hypatia. Sie Stadtmenschen hätten freilich schon zu viel mit dem Neuesten vom Tage zu thun, als daß Sie sich viel zu den Schöpfungen früherer Zeiten, auch den größten und der Erhaltung am meisten würdigen, zurückwenden könnten!

Sie werden nun mit mir gespannt sein, ob es Z. auch am zweiten Abend, wo er über die beiden großen Männer von Weimar zu sprechen gedenkt, gelingen wird, aus der großen Vergangenheit unserer Litteratur etwas Wirksames und Wertvolles für unsere Zeit herauszuziehen. Am gestrigen Abend ist es ihm meines Erachtens gelungen.

X.

Freiburg, den 22. Febr. 1895.

Es freut mich, daß Z.s Auseinandersetzungen über Lessing auch Ihren Beifall, l. Fr., gefunden haben. Wenn Sie aber schon nach meinen Berichten meinen, daß Ihnen noch nie in einer Darstellung der Charakter des Herolds und Bahnbrechers an Lessing sich so aufgedrängt habe, welchen Eindruck würden Sie da erst von Z.s Vortrag selbst empfangen haben!

Gestern Abend nun aber handelte es sich nicht mehr bloß um den Herold: da traten die Majestäten, will sagen: die großen Künstler und Dichter, selbst herein. Zuerst aber fehlte in unserer gestrigen Zusammenkunft derjenige, der diese einführen wollte und dessen wir trotz alles Lessingschen Heroldtums nicht wohl entraten konnten, die Hauptperson Z.

Es hieß, daß er durch den ihm allerdings schon länger angekündigten Besuch eines der Stürmer und Dränger der neuesten Litteratur, S.s aus Dresden, überrascht sei und er werde seinen Gast wohl in die Gesellschaft mitbringen. Das Gespräch der Anwesenden wandte sich nun wegen der Abwesenheit Z.s anfangs noch zu den beiden großen Kritikern des achtzehnten

Jahrhunderts zurück, die wir in unſerer letzten Verhandlung in ihrer Uebereinſtimmung wie in ihren Verſchiedenheiten neben einander zu würdigen dankenswerte Gelegenheit erhalten hatten. Die Freunde ſchienen alle für wünſchenswert anzuſehen, daß beide Arten von Kritik bei den Völkern der Erde und zunächſt bei uns Deutſchen ſtets nicht nur in Erinnerung, ſondern auch in lebendiger Uebung erhalten werden, diejenige Kants als den Boden der Menſchheit immer neu aufpflügend und lockernd, die von Leſſingſcher Art aber als guten Samen der Begeiſterung für das Große und Hohe in den verſchiedenen Künſten in den aufgelockerten Boden hineinſtreuend.

Freund H. aber gab der ja auch von Ihnen in Ihrem letzten Briefe geäußerten Meinung, daß ſich jetzt bereits das Wohlthätige des Weitergehens zu den großen Dichtern auch für die tiefere Würdigung der Kantiſchen Kritik zu zeigen angefangen habe, liebenswürdigen Ausdruck. Danach meinte er noch nicht ohne Feinheit gegen J., der nur leider dabei noch nicht zugegen war, und für Kant, daß, wenn jener bei Leſſing das Zurückgehen auf alte Künſtler ſo ſehr preiſe, doch wohl auch einiges mit Grund für eine Philoſophie anzuführen ſein möchte, die ſich auch noch über ſolche Herrſchaft möglichſt zu erheben ſuche.

Wir waren noch in der lebhafteſten Unterhaltung über die großen Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts begriffen, da trat J. ein, aber, zum Bedauern namentlich unſerer Damen, ohne den illuſtren Fremden, deſſen Bekanntſchaft wir gern gemacht hätten. Zwar das Geſicht desſelben, deſſen Konterfei ja heute der Berühmtheit namentlich bei Autoren der ſchönen Litteratur ſchon um einige Pferdelängen voranzulaufen pflegt, war nicht mehr unbekannt. Daraus lugt aber verteufelt wenig Uebermenſchlichkeit hervor; und deren

gerade hofften wir endlich einmal in dem persönlichen Gebahren des Urhebers von allerlei Gewalt- und Uebermenschen, der es doch andererseits so wohl versteht, sich mit herkömmlichen Formen der Kunst und auch mit den gewöhnlichsten Ansprüchen des immer vorhandenen letzten Menschen an die Kunst abzufinden, ansichtig zu werden. Ohne die letztere sehr einträgliche Gabe würde vermutlich auch S. bei allem Uebermenschentum in der Klasse derer verblieben sein, von denen Goethe einmal mit einem auch heute noch wahren, ja gerade heute, in dieser Zeit der alles überwuchernden Eintagsbestrebungen in der Litteratur, wahrsten Worte zu Eckermann sagt: „Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer", während er nun selbst mit nicht-goldener Feder Haufen Goldes zusammenschreibt.

Z. erzählte, daß er den berühmten Scribenten hier zu halten sich redlich bemüht habe, indessen vergebens, da schon zwei Städte zur Verherrlichung der ersten Aufführung zweier neuer Stücke von ihm noch in dieser vorgerückten Saison den Verfasser erwarteten. Das aber war sehr zu bedauern. Denn aus den gestrigen Darlegungen Z.s hätte wohl auch ein berühmter Moderner noch allerlei, wenn auch ziemlich Unmodernes, so doch gerade für Moderne Nutz- und Heilsames für sich entnehmen können. Z. bereitete uns nämlich wiederum eine kleine Ueberraschung, als er uns nun von den großen Kritikern weiterführte zu den Schöpfern und Bildnern im Ideal, zu Goethe und Schiller.

Auch Sie werden vermutlich gerade wie wir von diesen Dichtern als Schöpfern und Bildnern des Ideals in hohen Kunstwerken zu hören erwarten. Dann werden Sie aber gleichfalls zunächst sich etwas enttäuscht fühlen. Nicht zwar, als ob Z. die Werke

unſerer Dichter ganz beiſeite gelaſſen hätte. Das war nicht möglich und auch nicht ſeine Abſicht. Aber er wollte die beiden Männer doch zunächſt und vor allem als Bildner des Ideals in ihrer eigenen Perſönlichkeit angeſehen wiſſen. Die Kunſtwerke ſeien, ſo etwa lautete ſeine Begründung, nur dasjenige, worin ſolches Bemühen zum deutlichen bleibenden Ausdruck gekommen ſei und ſich gleichſam bewährt habe. Sie ſeien nur eine einzelne Fruchternte ſo veredelter Bäume, von denen aber noch mancher andere Herbſt und unter Umſtänden auch ein noch ſehr viel günſtigerer und reicherer zu erwarten ſei. Jene Bemühung um die eigene Perſönlichkeit gerade gebe dieſen Männern einen Wert für alle Zeit, einen von der Schätzung ihrer zufälligen Werke unabhängigen Wert. Hier liege, wenn irgendwo, das Uebergeſchichtliche und Ueberwirkliche von Goethe und Schiller, die durch ſolche Bemühung um die Hebung und Läuterung der eigenen Perſönlichkeit die Biographie und Litteraturgeſchichte als eine Darſtellung des ernſtlichſten Ringens um das Ideal in einen höheren Rang hinaufgehoben hätten. Denn Z. meinte ſich für ſeine Voranſtellung der Perſönlichkeit vor die Werke auf unſere beiden großen Dichter ſelbſt berufen zu können. Das war der von ihm zunächſt noch in der Hand behaltene Haupttrumpf, durch deſſen Ausſpielen er ſeinem Vorgehen endlich noch den größten Nachdruck gab.

Die Triftigkeit dieſer Berufung iſt wohl am bekannteſten für Schiller, der in ſeiner Recenſion über Bürgers Gedichte betont, daß alles, was der Dichter uns geben könne, ſeine Individualität ſei. Dieſe müſſe es alſo wert ſein vor Welt und Nachwelt ausgeſtellt zu werden. Dieſe ſeine Individualität, fährt Schiller fort, ſo ſehr als möglich zu veredeln, zur

reinſten herrlichſten Menſchlichkeit hinaufzuläutern iſt ſein erſtes und wichtigſtes Geſchäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren.

Daß aber Goethe ganz ebenſo dachte, iſt zwar weniger bekannt, wurde aber durch Z.s Sammlung von Ausſprüchen Goethes über allen Zweifel hinausgehoben. Man darf vielleicht ſagen, es erhelle dies ſchon aus einem Worte wie dem von Goethe im Mai 1824 zu Eckermann geſprochenen, daß er all' ſein Wirken und Leiſten immer nur ſymboliſch angeſehen habe und es ihm im Grunde ziemlich gleichgültig geweſen ſei, ob er Töpfe machte oder Schüſſeln. Ebenfalls iſt es aus der nicht lange vorher gethanen Aeußerung Goethes zu entnehmen, daß es ihm mit ſeiner Bildung Ernſt geweſen ſei und er an ſeiner Veredelung unabläſſig gearbeitet habe. Ja, es ſcheint mir nicht ohne Grund zu ſein, wenn Z. Goethen ein noch tieferes, weiteres und jedenfalls unbefangeneres Streben nach Selbſtvervollkommnung beilegen wollte als ſeinem großen Genoſſen, bei dem in der That eine engere Abzweckung des ganzen Bildungsſtrebens auf das künſtleriſche Schaffen und auf deſſen Förderung wahrzunehmen iſt.

Dieſes großartige Streben nach Verwirklichung eines Höchſten in der Ausbildung der eigenen Perſönlichkeit iſt etwas, was die beiden Großen von Weimar ſogar noch vor Leſſing voraus haben, der nur als in lebhaftem Kampfe mit anderen, Perſonen oder Zeitrichtungen, begriffen und darin freilich immer als ein Held vor uns erſcheint.

Dieſe Bemerkung drängte ſich mir beim Anhören der Z.ſchen Erörterungen auf, während Z. noch auf den hohen Vorzug hinwies, den Schiller und Goethe in dieſer Hinſicht für uns vor dem ſo oft auch von Deutſchen über ſie hinausgehobenen Shakeſpeare be-

ſitzen. Ob der brittiſche Dichter ſich in ähnlicher Weiſe um die Veredelung ſeiner eigenen Perſönlichkeit bemüht hat, iſt wenigſtens zweifelhaft; wenn aber auch, ſo iſt doch ſein Vorbild in dieſer Beziehung für uns ſicherlich für immer verloren.

Die Bemühung der großen Weimarer um Hebung und Veredelung der ganzen Perſönlichkeit wurde aber von Z. nicht nur deshalb vorangeſtellt, weil dieſe in der That für ſie die Hauptſache war, ſondern auch wegen der Wichtigkeit gerade des dadurch von ihnen gegebenen Vorbildes für die Gegenwart. Es machte ihm augenſcheinlich Freude, darauf hinzuweiſen, daß unſere von dieſem und jenem naſeweiſen Modernen ſchon zum alten Eiſen geworfenen Klaſſiker ſich hier einmal moderner als alle Modernſten zeigten, nämlich als wahre Zukunftsmenſchen. Das aber ſind ſie freilich nur deshalb, weil ſie Menſchen für alle Zeiten waren.

In dieſem Lichte nun hatte anſcheinend keiner von uns bisher unſere beiden großen Dichter geſehen; was dagegen Z. über deren natürliche Individualität, die ihnen für den Aufbau ihrer Perſönlichkeit vorlag, an Material vorbrachte, war uns freilich weniger neu. Aber wir alle ſahen doch mit Intereſſe die großen Männer wie in einer Zeichnung noch einmal vor uns erſtehen, nach und nach immer deutlicher. Sie wiſſen ja ſchon aus früheren Vorträgen Z.s, und ſelbſt in der Behandlung Leſſings konnte man es bemerken, wie ſehr Z. liebt bei allem Hinſtreben nach großen Geſichtspunkten ſich in ein reiches Detail zu verſenken und aus dieſem gleichſam erſt die großen Striche und Geſtalten herauszuarbeiten.

Das Gemeinſame unſerer Dichter trat aber zunächſt völlig hinter die ungeheure phyſiſche und geiſtige Verſchiedenheit zurück, die bis zum günſtigſten Augenblick der Annäherung ſie von einander fern hielt.

Bei Darlegung jener Verſchiedenheiten nun benutzte Z. mit Vorliebe die Geſpräche Eckermanns mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens, die auch in der That einen tiefen Einblick in die Eigentümlichkeiten der Dichter gewähren. Goethe ſpricht hier ſowohl über ſich ſelbſt wie über ſeinen großen damals längſt verſtorbenen Freund und auch über die beſonderen Mittel eines jeden für ſeine geiſtige Auferbauung.

Die Ausbeutung der genannten Quelle für die Kenntnis der Individualität unſerer großen Dichter, von der ich nicht weiß, ob ſie bisher ſchon in dieſer Vollſtändigkeit verſucht iſt, verleiht vielleicht auch für Sie ſelbſt bekannten Thatſachen ein neues Intereſſe. Deshalb will ich nicht völlig über dieſen Teil der Z.ſchen Ausführungen hinweggehen.

Bei demjenigen jedoch, wodurch Z. Goethes und Schillers große Verſchiedenheit auch in phyſiſchen Dingen darthun wollte und wofür er z. B. Goethes Mitteilung anführte, daß der Geruch fauler Aepfel für Schiller wohlthätig geweſen ſei, während er auf ihn wie Gift gewirkt habe, will ich mich nicht aufhalten, ſondern ſofort mit der geiſtigen Natur beginnen.

Da ſtellte nun Z. glücklich voran Goethes Worte über ſich ſelbſt aus dem Jahre 1824, daß ſeine Idee vom Vortrefflichen auf jeder ſeiner Lebens- und Entwickelungsſtufen nie viel größer geweſen ſei, als was er auch auf jeder Stufe zu machen imſtande war. Wie wird doch damit treffend ein vorſichtiger realiſtiſcher Idealismus bezeichnet! Goethe lehnt ſo für ſich bereits das Gewaltſame ab, von dem er ein ander Mal ſagt, daß es Schiller in ſeiner Natur hatte, Schiller, der oft zu ſehr nach einer vorgefaßten Idee gehandelt habe ohne hinlängliche Achtung vor dem zu behandelnden Gegenſtande. Mit dieſem zu ſehr von der

Idee Ausgehen ſtand ohne Zweifel bei Schiller auch der Mangel an Ruhe in Zuſammenhang, den Goethe ihm nachſagt, bei dem ſelber die Ruhe auch in der größten Bewegung und, wunderbarer Weiſe, ſchon vom Jünglingsalter an als eine ſeiner größten Eigenſchaften wahrzunehmen iſt.

Von dem Gewaltſamen, Sprunghaften läßt Eckermann Goethe ziemlich ein Jahr nach der erſten Bemerkung ausdrücklich bekennen, daß es ihm in der Seele zuwider ſei mit der für Goethe ſehr bezeichnenden Begründung: „denn es iſt nicht naturgemäß“. Wenn nun Goethe dort fortfährt „Ich bin ein Freund der Pflanze“, könnten wir uns da nicht, obgleich die Verbindung hier freilich einzig im Worte liegt, mit Z. verſucht fühlen, Goethe zuzurufen: In Dir ſelbſt iſt viel von einer Pflanze? In der That würde man für Goethe ſchwerlich ein treffenderes Bild finden, als dasjenige einer ruhig und ſtolz aus ihrem Erdreich zum Himmel aufſteigenden Palme; für Schiller dagegen würde ein Vergleich aus dieſem Gebiete ſich durchaus nicht eignen.

Zu dieſem Bilde würde auch die Verſchloſſenheit paſſen, welche Goethe in einem Geſpräche von 1823 von ſich berichtet: es ſei ganz gegen ſeine Natur geweſen, über das, was er von poetiſchen Planen vorhatte, mit irgend jemand zu reden, ſelbſt mit Schiller. „Ich trug alles ſtill mit mir herum, und niemand erfuhr in der Regel etwas, als bis es vollendet war!“ Daß es dagegen Schillers Sache gar nicht war, ſich ebenſo zu verhalten und mit einer gewiſſen Bewußtloſigkeit und gleichſam inſtinktmäßig zu verfahren, hat Goethe bereits eben vorher angemerkt.

Z. meinte, daß zu dieſer Eigentümlichkeit Schillers genau Goethes Beſchreibung des Schillerſchen Talentes ſtimme, wonach derſelbe in einen großen Gegenſtand

kühn hineingriff und ihn hin und herwendete, aber solchen Gegenstand gleichsam nur von außen ansah; „eine stille Entwickelung aus dem Innern war nicht seine Sache.“ Wenn wir diesem weiter nachdenken, wird uns für den Genius Schillers statt eines Bildes aus dem Pflanzenreich vielmehr dasjenige eines seine Beute umschleichenden und danach zum gewaltigen Sprunge mächtig ausholenden Löwen passend erscheinen.

Denn die hierin anerkannte Größe ist das auch gerade von Goethe an seinem Freund nachdrücklich Hervorgehobene, wenn er vor den zuletzt angeführten Worten von Schillers Körper sagt, „alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft“, und dann schließt: „Und wie sein Körper war sein Talent.“

Z. erinnerte noch zu allgemeiner Heiterkeit an das gewaltige Gleichnis, das Goethe bei der Zusammenstellung Schillers mit neuesten Tragikern gebrauchte, daß, wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, er noch größer gewesen sei als diese Herren.

Goethe erkannte in Schiller eine Größe, zu der er, der sich doch seines eigenen Wertes wohl bewußt war, nicht ohne schmerzliches Verlangen emporsah, wie z. B. in einem Ausspruch aus seinen letzten Lebensjahren vom 11. September 1828. Er hatte die einst von einer Dame, bei der Schiller den Thee getrunken, niedergeschriebenen Aeußerungen Schillers gelesen und urteilt nun, daß Schiller hier wie immer im absoluten Besitze seiner erhabenen Natur erscheine. Er sei so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. „Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab.“ Dagegen nun empfindet Goethe schmerzlich, wie wir anderen uns immer bedingt fühlen. „Die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Ein-

fluß; der Theelöffel geniert uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber sein sollte: und so, durch tausend Rücksichten paralysiert, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unserer Natur sein möchte, frei auszulassen."

Wenn Goethe so eine Produktivität im Idealen, frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken, wie sie Schiller besaß, sich selber versagt sah, so eignete ihm dagegen eine Innigkeit des Verhältnisses zu den Gegenständen der Natur, die Schiller so gut wie ganz fehlte. In dieser gerade wurzelt Goethes eigentümliche Größe.

In demselben Gespräch, in dem Goethe seinem Genossen eine Produktivität im Idealen zuspricht, bemerkt er, daß seine eigene Art von Naturbetrachten, durch welches er die Natur bis in ihre kleinsten Details nach und nach auswendig lernte und von dem er wohl wußte, daß es ihn als Poeten nicht leicht gegen die Wahrheit fehlen ließ, in Schiller gar nicht lag. Ich vermisse dieses Verhältnis zur Natur, beiläufig, bei Schiller auch sehr als einem Vertreter des Kantischen Kriticismus wie allerdings bei allen ersten Jüngern Kants, ganz besonders bei Fichte.

Ueber Goethes äußerst feine weitere Bestimmung der Art des Schillerschen Naturbetrachtens in einem späteren Gespräch, daß Schiller nämlich das Objektive wohl zu fassen gewußt habe, wenn es ihm als Ueberlieferung vor Augen kam, wie z. B. in der „Nadowessischen Totenklage" und etwa auch im „Tell", will ich wie über manches andere hinweggehen. Z.s Darlegungen bestätigten, was übrigens jede ernstere Betrachtung der Persönlichkeit der beiden Dichter bisher erhärtet hat, die Richtigkeit von Goethes öfter geäußertem Urteil, daß Schiller das Evangelium der

Freiheit predigte, daß er ſelber aber die Rechte der Natur nicht verkürzt wiſſen wollte.

Nicht überhüpfen aber möchte ich dasjenige, was uns J. über die von unſeren Dichtern benutzten Mittel und Mächte zu ihrer Auferbauung mitteilte. Er fand aber in dem Verhalten Goethes und Schillers einen Beweis für die Richtigkeit zweier entgegengeſetzter Grundſätze des Verfahrens.

Es haben diejenigen Recht, welche empfehlen die Nahrung unſeres Geiſtes in dem, was unſerer Natur und Richtung gemäß iſt, zu ſuchen. So ſtrebte der der Natur und Anſchauung weniger zugewandte Schiller ſich durch Philoſophie und Geſchichte aufzubauen, während Goethe dagegen mit ſeiner für einen Germanen ſo ungewöhnlichen Gabe plaſtiſcher Anſchauung und ſeinem Drange zur Naturbetrachtung ſich durch Beſchäftigung mit bildender Kunſt und durch Naturſtudien zu fördern ſuchte.

Aber zumal Schillers Beiſpiel lehrt, daß auch die Befolgung des entgegengeſetzten Grundſatzes, nämlich desjenigen, ſeiner Naturrichtung entgegenzuarbeiten und die Mittelsmächte ihr zuwiderlaufend zu wählen, um vorhandener Einſeitigkeit zu wehren und beſtehende Lücken und Mängel auszufüllen, gute Früchte tragen kann. J. hatte bei dieſer Bemerkung offenbar ſchon Schillers energiſche Benutzung des Vorbildes der Goetheſchen Dichternatur im Sinne und Thatſachen wie die, daß der große Mann, als er von Philoſophie und Geſchichte in den neunziger Jahren zur Dichtkunſt zurückkehrte, bei der Schöpfung ſeines Wallenſtein anfangs die Proſa nur deshalb beibehielt, weil er fürchtete, er möge durch Verſe wieder zu ſeiner alten Rhetorik verführt werden.

Von den zuvor erwähnten Naturſtudien aber, die Goethe ſo gern trieb, bekennt derſelbe, daß ſie ihn in

der schlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen oben gehalten hätten und daß er sogar auch Schiller von dieser Seite zu Hülfe gekommen sei.

Damit war nun J. so weit, daß er von dem Zusammentreten unserer zunächst abgesondert für sich wandernden großen Geistesmänner hätte reden müssen. Davon jedoch bekamen wir gestern nicht mehr zu hören. Wohl aber noch einiges von Art des eben Mitgeteilten von dem wechselseitigen Beistande, den sich unsere Großen leisteten.

Wenn nun, wie eben gesagt, Goethe von seinen Naturstudien her Schiller zu Hülfe kam, so möchte man vermuten, daß Schiller seinerseits zum Entgelt seinen großen Freund etwa zu seinen Quellen der Philosophie und der Geschichte hingeführt habe. Indessen ist davon nichts bekannt. Wohl aber wissen wir von Goethe, daß Schiller ihm das Studium der kritischen Philosophie geradezu widerraten hat. Es ist wohl auch einzuräumen, daß die Auferbauungsmittel Goethes für einen Dichter wie Schiller viel weniger Entbehrliches boten als jenem die Beschäftigungen Schillers.

Daß Schiller der Anschauung und dem Vorbilde der naiv-schöpferischen Natur Goethes zumal für sein dichterisches Schaffen die allergrößten Vorteile zu danken hat, wurde bereits angedeutet. Daß für Goethe das Gleiche von der Einwirkung Schillers keineswegs zu behaupten ist, hob auch J. wieder hervor, wie es beste Kenner Goethes, bei allem sonstigen Auseinandergehen hierin einstimmig, behaupten. J. schloß sich überhaupt in Bezug auf das Kunstschaffen Goethes dem Urteil eines namhaften neueren Goethekenners an, daß man in demselben zwar gewaltige Unterschiede anerkennen müsse, ja völlig getrennte und scharf unterschiedene Perioden wie z. B. die des jungen

Goethe, des Schöpfers von Götz, Werther und Prometheus, und andererseits des mittleren Goethe der Iphigenie und des Tasso, daß aber der eine in seiner Art so vollkommen sei wie der andere und daß man nicht eigentlich wie bei anderen Künstlern, etwas in der That höchst Eigentümliches, von einem Fortschreiten Goethes als Künstler und Dichter reden könne.

Wie ganz anders auch in dieser Hinsicht der Mann, von dem Goethe einmal sagt, daß er alle acht Tage ein anderer und ein vollendeterer war, vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil! Von der strengsten Selbsterziehung zur Aufhebung der Einseitigkeit zweier Richtungen, der seinigen und der seines großen Freundes, legen die Dichtungen Schillers vom Wallenstein an beredtestes Zeugnis ab. Immer inniger schmiegt er sich an die Wirklichkeit der Dinge an, bis er endlich uns in den unvergleichlichen Fragmenten des „Demetrius" ein Werk hinterlassen hat, welches von seinen früheren Schwächen nichts mehr, von den Vorzügen der Goetheschen Schöpfungen das Wesentlichste und dazu einen Schwung aufweist, der Schiller ganz allein angehört. Es sind deshalb Schillers Dramen noch in anderem Sinne als die großen Dichtungen Goethes „Thaten" zu nennen, wie auch Z. zugab.

Aber hier bin ich leider heute genötigt meinen Bericht abzubrechen, obgleich noch manches und gerade solches, was Ihre Teilnahme erregen dürfte, von Z.s Ausführungen zurück ist. Das Hauptsächliche davon denke ich indessen in den Bericht über die Fortsetzung von Z.s Vortrag hinüberzunehmen. Denn Z. ist uns ja das Zusammenkommen unserer Dichter noch schuldig geblieben. Ob er uns auch darüber etwa Neues zu sagen hat? Ich möchte es beinahe nach einer Aeußerung von ihm vermuten. Gestern

war es besonders in Folge der starken Verspätung des Beginns der Verhandlungen durch J.s anfängliche Abwesenheit zu spät geworden, als daß J. sich über das Zusammenwirken Goethes und Schillers noch hätte verbreiten können.

Sie werden zugeben, l. Fr., daß J. auch gestern wieder an den beiden großen Weimarern in der Richtung auf Vervollkommnung und Läuterung der eigenen Persönlichkeit vor allem anderen etwas für unsere Zeit besonders Wertvolles hervorgehoben hat, etwas, dessen Nachfolge einem empfindlichen Mangel abzuhelfen geeignet ist.

Ehe wir nun gestern Abend auseinandergiengen, erwies J. zumal unseren Damen den Gefallen, noch einiges aus seinem Zusammensein mit dem Dresdener Gaste zu berichten.

So bekamen wir manches Belustigende, aber doch noch mehr traurig Stimmendes von dem Rumoren des von einem viel begabten Dichterdenker, der sich aber auf der abschüssigen Bahn zum Irrenhause befand, gepredigten Uebermenschen in der jüngstdeutschen Litteratur zu hören. Da wir nun soeben bei größten und edelsten Männern des achtzehnten Jahrhunderts verweilt hatten, konnte ich wenigstens nicht unterlassen für mich in der Stille etwas Litteraturvergleichung zu treiben und in Folge davon ein Zeitalter zurückzuwünschen, das von einem Auseinanderreißen und Entgegenstellen von Herren- und Sklavenmoral, der Moral der Herrenmenschen mit ihrem Kraftübermut, ihrer Härte und Brutalität und andererseits der Sklavennaturen mit ihrer Erbärmlichkeit und Wehleidigkeit, ihrer Kriecherei und Zusammenhockerei, noch nichts wußte.

Dessen beste Männer, die Weimarschen Dichter wie der Königsberger Denker, strebten vielmehr auf

dem Grunde echt menschlicher Besinnung mit Besonnenheit einer erhöhten Menschheit zu, welche kräftige Entfaltung und Ausbildung der eigenen Natur und ihrer Gaben mit möglichster Förderung der Bestrebungen auch des Bruders und dem Erbarmen gegen den Schwächeren und Leidenden notwendig vereinigt.

XI.

Freiburg, d. 1. März 1895.

Ihre Beantwortung meines letzten Schreibens veranlaßt mich, l. Fr., einige freie Augenblicke zu benutzen, um das in demselben Uebergangene schon heute nachzutragen. So entlaste ich auch den über unsere nächste Zusammenkunft zu erstattenden Bericht im Voraus ein wenig. Auch hoffe ich mir damit von Ihnen einen kleinen Dank zu verdienen, da Sie ja darauf gespannt sind zu erfahren, worin denn nach Z. für Goethe das Mittel der Bewährung seines großen Strebens zu suchen sein solle, wenn doch nicht wie für Schiller in seinem künstlerischen Schaffen.

Ehe ich aber darauf eingehe, lassen Sie mich meine Freude über Ihr ausdrückliches Einverständnis damit aussprechen, daß die großen Männer und Bestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts, zu denen Sie aber im Unterschiede von Z. mit Recht auch Kant und kritische Philosophie gerechnet wissen wollen, nicht nur noch nicht veraltet, sondern im Gegenteil noch lange nicht genug benutzt, befolgt und fruchtbar gemacht seien. Auch das bemerken Sie treffend, daß durch Erkenntnis solches Zukunfts- und Ewigkeitskernes in ihnen eine ganz neue Teilnahme für dieses Stück unserer Vergangenheit entfacht werde.

Was aber Goethes eben vorher erwähntes künstlerisches Schaffen betrifft, so wollen Sie nicht meinen, als habe sich J. dahin ausgesprochen, daß der Künstler und Dichter Goethe der Befreundung mit dem großen Dichtergenossen gar nichts zu danken habe, nicht einmal irgend welche Anregung und Belebung seines Genius. Das würde auch geradezu dem bekannten Worte der Goetheschen Annalen zu 1794 widersprechen, daß die Vereinigung mit Schiller für ihn, Goethe, insbesondere „ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorgieng", gewesen sei.

Und zu 1796 macht Goethe ausdrücklich als das der Aufmunterung Schillers zu Verdankende Balladen wie die Braut von Korinth, den Gott und die Bajadere namhaft. Was Goethe im Anfange seines Briefwechsels mit Schiller nur erst hoffen konnte, daß Schiller ihn durch seine Teilnahme zu einem emsigeren und lebhafteren Gebrauch seiner Kräfte aufmuntern werde, hat sich ohne Zweifel erfüllt. Das Wohlthätige dieser Art von Einwirkung des rastlosen Schiller auf den in die Beschränkung realer Zustände etwas verliebten und darin gern ein wenig versinkenden und auch, nach seinem eigenen Ausdruck, leicht etwas zaudernden Goethe hat aber auch J. nicht leugnen wollen. Nur schien er mit einem geistvollen Litteraturfreund aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ziemlich übereinzustimmen, der eine unmittelbare und eine mehr mittelbare Einwirkung Schillers auf Goethe und auf dessen Kunstthätigkeit unterscheiden wollte und dieses letztere allgemeine Aufrütteln zwar als wohlthätig anerkannte, nicht aber ebenso eine direkte Einmischung. Dieser suchte Goethe selbst übrigens im Gefühle des für ihn Zuträglicheren durch Geheim-

halten seiner dichterischen Pläne in der Regel vorzubeugen.

Aber Sie werden endlich hören wollen, worin denn J. Probe und Bewährung von Goethes Streben erkannte. Was werden Sie nun dazu sagen, daß J. diese in Goethes Philosophie finden wollte? Ja wohl, l. Fr.: in Goethes Philosophie. Und auch wir mußten J. schließlich zugeben: nicht ganz mit Unrecht, so seltsam sich diese Meinung auch neben dem Worte Goethes bei Eckermann, daß er sich von der Philosophie immer frei erhalten habe, zuerst ausnimmt. Es fehlen ja freilich bei Goethe nicht nur alle Formeln und Schulausdrücke, wie sie Kant der Welt nur allzusehr als Zubehör von Philosophie angewöhnt hat, sondern sogar auch völlig, was schon etwas mehr besagt, die Geschlossenheit eines Systems.

Das war zwar für Freund J., wie Sie sich schon denken können, an der Goetheschen Weisheit kein Mangel, machte ihm dieselbe vielmehr nur noch in höherem Grade willkommen, und so viel ist immerhin zuzugeben, daß es trotzdem wohl begründet sein kann, Goethe einen Philosophen zu nennen. Jedenfalls war das Erkenntnisstreben bei Goethe ein nicht geringes, ja, es darf selbst die Frage aufgeworfen werden, ob dieses nicht sogar in dieser großen Natur das alle anderen überherrschende Bestreben war. Auch dies wieder im Gegensatz zu Schiller, dem so gern als „Philosophen" Bezeichneten, von dem man doch nicht ohne Grund behauptet hat, daß er den Reiz des bloßen Lernens und Aufnehmens, nach dem Goethen ein nie gesättigter Trieb beseelte, nicht gekannt habe.

J. wies zur Unterstützung seiner eben erwähnten Meinung auf ein schon vor einem Menschenalter gesprochenes Wort Karl Goedekes hin, daß für Goethe „die Dichtung nur ein Mittel war, der Natur bei-

zukommen, die er auf vielen anderen Wegen zu erfassen bemüht war". Unter dem Worte „Natur" versteht Goedeke hier offenbar etwas weit mehr Umfassendes, als man meint, wenn man von Naturstudien Goethes spricht, in denen er sich von seinem Hauptstudium, dem des Menschlichen und des Menschen, habe ausruhen müssen. Es ist hier nicht ausgeschlossen, sondern inbegriffen alles dasjenige, wovon Goethes Sprüche in Reimen und Prosa handeln, diese so mannigfaltigen Sprüche über „Gott, Gemüt und Welt" und noch einiges andere, die Z. nicht übel dem Klingen einer nicht nur von einem Luftzuge, sondern von allen Winden in Bewegung gesetzten Windharfe vergleichen wollte. Welcher Weg und welche Weise sich in welcher Lage des Lebens auch immer einem lebendigen Menschen empfehlen mag, das kommt in diesen Sprüchen zu einem ebenso treffenden wie kurzen und feinen Ausdruck. Zusammengehalten aber werden diese Sprüche nicht durch Prinzipien und Grundsätze eines bloßen Denkers, sondern einzig durch die eigentümliche große und freie Seele des denkenden Dichters.

Zum Beweise dafür, daß auch Goethe selbst sein Dichten und Forschen wenigstens unter einen sehr ähnlichen, wenn nicht ganz denselben Gesichtspunkt wie Goedeke zusammengefaßt habe, konnte Z. noch auf Goethes Aufsatz aus dem Jahre 1823 „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort" hinweisen. Hier nimmt Goethe die seinem Denken von einem Beurteiler zuerkannte Gegenständlichkeit, daß dasselbe nämlich sich von den Gegenständen nicht sondere, auch für seine Dichtung in Anspruch. Dafür führt er sowohl an, daß sich ihm gewisse große Motive, Legenden, uralt geschichtlich Ueberliefertes (wie Prometheus, der ewige Jude, Faust) tief und unverlierbar in den Sinn drückten, einer immer entschiedeneren

Darstellung entgegenreifend, als auch seine Neigung zu Gelegenheitsgedichten, wozu jedes Besondere irgend eines Zustandes ihn unwiderstehlich aufgeregt habe. Und daran ist wohl nicht zu zweifeln, daß bei Goethe eine von Natur- und Wahrheitsforschung in einem Grade wie bei keinem anderen Dichter mächtig befruchtete Kunst vorliegt.

Um aber darzuthun, wie gewaltig auch Goethes Geist gleich dem seines von ihm besungenen großen Freundes fortschritt „ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen", wies Z. besonders auf die Entwickelung der Gedanken Goethes über die schöne Kunst, seinen eigensten Beruf, hin. Und dies gerade möchte ich, trotzdem ich soeben abgerufen werde und die freien Augenblicke damit wieder vorüber sind, in diesem Berichte um so weniger übergehen, als es den Hauptgegenstand unserer gegenwärtigen Verhandlungen, das Heldenhafte, Vorbildliche und Auferweckende in dem Wirken unserer großen Geistesmänner und Künstler, hier Goethes, betrifft.

Z. legte uns aber, um das über den Jüngling und noch abhängigen Schüler Oesers in Leipzig Gesagte hier wegzulassen, mit den so innig beredten Worten Goethes selbst dar, wie für den jungen Titanen jede Form, auch die gefühlteste, etwas Unwahres hatte, die freilich darum doch dem geborenen Künstler ein für allemal das Glas war, „wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln." Z. ließ weiter den jungen Deutschen die Einschränkung für dem Künstler so notwendig erklären wie jedem, der aus sich was Bedeutendes bilden will, und ebendenselben dem Künstler zurufen: „Geh' vom Häuslichen aus und verbreite Dich, so Du kannst, über alle Welt!"

Wie aber der herrliche Jüngling zu der diesen

Aeußerungen entsprechenden Hingebung an das Deutschtum und die heimische Natur kam, da er doch zuerst zu ganz anderem angeleitet und erzogen war, auch dieses konnte uns mit Goethes eigenen Worten angegeben werden. Hat doch diese Umkehr hauptsächlich der Anblick des Straßburger Münsters bewirkt, vor das der junge Goethe „den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmacks" hintrat, auf Hörensagen die Harmonie der Massen ehrend und ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gotischer Verzierungen. Der unerwartete mächtige Eindruck dieses Anblicks führte ihn von der weichen Lehre neuerer Schönheitelei, welche verächtliche Bezeichnung sich von ihm zunächst wohl selbst die lebendige kraftvolle Weisheit eines Lessing gefallen lassen mußte, und von der bis dahin gutgeheißenen unbedeutenden Glätte zu dem bedeutenden Rauhen zurück und ließ ihn die charakteristische Kunst, wie sie ihn in dem erhabenen Bauwerk Erwins von Steinbach plötzlich überrascht und überwältigt hatte, als die einzig wahre erkennen. Diese ist ihm, wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, — — ganz und lebendig.

Wie nun aber fast ein Menschenalter später, 1798?

Den 2. März 1895.

Die Antwort auf diese Frage kann ich erst heute hinzufügen. Wir finden sie aber in Goethes Werken z. B. in der kleinen Schrift „Der Sammler und die Seinigen", wo wir unseren Dichter nachdrücklich gegen neuere Charakteristiker wie den Archäologen Hirt für Winckelmann und Lessing eintreten sehen. Nun hat er sich über gemeine nächste Natur so weit hinausgehoben, daß ihm der bloß nach Naturwirklichkeit strebende und der echte Künstler nicht nur weit von

einander, sondern geradezu einander entgegenstehen. Jener heißt jetzt der gesetzlose Künstler, der einem blinden Triebe folgt, und von ihm wird behauptet, daß er die Kunst auf die niedrigste Stufe bringe, während sie durch den echten gesetzgebenden nach Kunstwahrheit strebenden Künstler auf ihren höchsten Gipfel gelange. Dies ist aber derjenige Gipfel, von dem Goethe in der 1804—1805 verfaßten herrlichen Schrift über Winckelmann sagt, daß ihn der Mensch in sich hervorzubringen habe, indem er, der auf den Gipfel der Natur gestellt sei, sich wiederum als eine ganze Natur ansehe, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen habe, nämlich die hohe Kunst.

Schon dieser flüchtige Blick auf die Goethesche Kunstphilosophie und einige wenige Stufen ihrer Entwickelung zeigt, daß und welch' einen gewaltigen Weg dieser nie hastende, aber auch trotz allem nie rastende Geist in seinem Nachdenken über seinen eigensten ihm durch seinen Genius gewiesenen Beruf zurückgelegt hat.

In Betreff der Grundansichten Goethes jedoch teilte F. die schon von anderen Goethekennern vertretene Meinung, daß Goethe wesentlich immer mit dem wunderbaren dithyrambischen Aufsatz über „die Natur", den im Jahre 1780 Frau von Stein nachschrieb, in Uebereinstimmung verblieben sei. Ich darf wohl annehmen, daß dieser merkwürdige kleine Aufsatz Ihnen bekannt ist? Dann werden Sie sich vielleicht solcher Sätze über die Natur erinnern, wie: „Sie lebt in lauter Kindern; und die Mutter, wo ist sie?" „Wir sind von ihr umgeben und umschlungen, unvermögend, aus ihr herauszutreten — —" und endlich noch: „Sie ist alles."

Wenn Sie aber derartigen Sätzen weiter nachdenken, werden Sie, l. Fr., gewiß mit mir an der

Goetheschen Philosophie etwas vermissen, wonach freilich Z. kein Verlangen zu tragen schien: nämlich das entschiedene klar bewußte Hinausführen der Natur über sich selbst zu unbekannten Höhen im Menschen und über dem Menschen. Weshalb aber dies fehlt, das erfahren wir aus dem schon erwähnten kurzen Aufsatze Goethes aus dem Jahre 1823. Hier bekennt Goethe, daß ihm von jeher die große und so bedeutend klingende Aufgabe „Erkenne Dich selbst!" verdächtig vorgekommen sei. Mag nun in diesem Argwohn noch so viel begründet sein, so ist er doch auch der Grund gewesen, weshalb Goethe nie mit Kant den durch unsere Stellung in der Schöpfung gebotenen und wahrlich nicht überflüssig zu nennenden Schritt zur abschließenden Vollendung der Philosophie im Kriticismus hat thun können. Ihm war und blieb das Streben nach dem Unendlichen wesentlich ein Erforschen des Endlichen nach allen Seiten.

Aus den letzten Darlegungen Z.s wüßte ich nun nicht viel mehr nachzutragen. Wenn Sie in Ihrem letzten Briefe meinten, daß Z. bei den großen Weimarern die Richtung auf ein Höchstes wohl ebenso stark habe betonen dürfen, wie bei Lessing, so wird Ihnen mein heutiger Nachtragsbericht schon gezeigt haben, daß dies von Z. durchaus nicht unterlassen ist. Ich nur hatte unterlassen, davon Mitteilung zu machen.

Für Schiller indessen durfte Z. ja wohl annehmen, daß von ihm die Bereitschaft überall das Höchste in Aussicht zu nehmen bereits allbekannt sei. Was aber Goethe betrifft, so hat ihn Z. ausdrücklich z. B. den unbillig harten und etwas lieblosen Urteilen von Gervinus gegenüber, der in Goethe nicht genug von seiner eigenen politischen Heißblütigkeit und Thatensucht antraf und deshalb in seiner Beurteilung Goethes sich selbst in

dem großen Dichter allzusehr vermißt, in Schutz genommen. Er meinte, daß Goethe wirklich von dem edlen Bestreben erfüllt gewesen sei, von dem ihn Gervinus selbst an Mösers Tochter schreiben läßt, „demjenigen, was vor unseren Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend näher zu kommen."

Ihre Spannung darauf, l. Fr., ob Z. über die Verbindung der beiden großen Weimarer nach so manchen Verhandlungen darüber noch Neues werde mitzuteilen haben, wie ich allerdings beinahe annehmen möchte, werde ich frühestens heute über acht Tage befriedigen können. Bis dahin leben Sie wohl mit den lieben Ihrigen!

XII.

Freiburg, d. 9. März 1895.

Sie haben neulich, l. Fr., doch Recht gehabt mit Ihrem Zweifel daran, daß Z. über das endliche Zusammenkommen unserer Dichter noch Neues werde bringen können. Nach Goethes Bericht in den Annalen zu 1794 wurde diese Annäherung durch das gleiche künstlerische Verhalten der beiden großen Männer zu der Naturbetrachtung herbeigeführt, durch die gleiche Abneigung gegen die zerstückelte Art der Fachleute, die Natur zu behandeln, deren sie sich in einer der periodischen Sitzungen der naturforschenden Gesellschaft in Jena, aus der sie beide zufällig zugleich weggingen, bewußt geworden waren. Beide Künstler gehen im Gegensatze zu den Fachleuten auf ein Ganzes der Natur und dessen Auferbauung vermittelst der Einzel-

heiten aus, wobei freilich Schiller gegen die Meinung Goethes, die Natur, statt sie gesondert und vereinzelt vorzunehmen, wirkend und lebendig aus dem Ganzen in die Teile strebend geradezu darstellen, ja wohl gar gleichsam ertappen und abfassen zu können, seine Zweifel nicht verbirgt und auch aufrecht erhält. Indessen, wie Goethe sagt, „der erste Schritt war gethan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten."

Dieser Darstellung der Annäherung der beiden großen Männer von seiten des einen Beteiligten selbst schloß sich auch J. an, der wohl nie die Absicht gehabt hat, hierüber nova et inaudita zu bringen. Ich hatte neuliche flüchtige Andeutungen desselben, die nur, wie sich am letzten Donnerstag herausstellte, auf einen fernen in der Goetheschen Schrift „der Sammler und die Seinigen" von 1798—99 enthaltenen Anklang an die Befreundung von 1794 Bezug hatten, etwas zu weit ausgedehnt.

Uebrigens war auch J. der wohlbegründeten Meinung, daß unvergleichlich wichtiger als die ziemlich belanglose Art der ersten Annäherung das spätere mehr als zehnjährige Zusammenwirken der großen Männer sei.

Die Auffassung und Behandlung dieses aber von seiten J.s bestätigte die Bemerkung Ihres neulichen Briefes, daß J. eine stufenweise Steigerung in seinen Darlegungen über die großen Dichter des vergangenen Jahrhunderts beabsichtigt zu haben scheine. Wenn wir das uns an den beiden ersten Abenden Gebotene mit dem Verweilen am Fuße und ersten Aufstieg und danach an den Abhängen eines Berges vergleichen dürfen, so führte uns J. nun am vorgestrigen dritten Abend auf den überragenden Gipfel, von dem aus wir einen Ausblick auf neue immer höhere Erhebungen

erhielten oder, ohne Bild zu ſprechen, einen Blick auf etwas, was noch wieder weit über Schiller und Goethe für ſich allein und ſogar auch im Verein hinaus liegt. Dies ſteht im Gegenſatz zu einer vielleicht doch auch jetzt noch in einigen Kreiſen herrſchenden Meinung, als bildeten unſere Klaſſiker ſchon einen äußerſten Höhepunkt, auf den wir Nachlebenden uns bequem hinbetten könnten, um es uns dort ohne weitere Bemühungen wohl ſein zu laſſen.

Seiner Beſchäftigung mit dem Bunde Schillers und Goethes ſchickte aber Z. Worte Goethes über die Freundſchaft voran, die ſich unter deſſen Sprüchen in Proſa am Schluß der vierten Abteilung der Maximen und Reflexionen finden. Hier ſagt Goethe von der Freundſchaft, der wahren, der thätigen, produktiven, ſie beſtehe darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß er meine Zwecke billigt, ich die ſeinigen und daß wir ſo unverrückt zuſammen fortgehen, wie auch ſonſt die Differenz unſerer Denk- und Lebensweiſe ſein möge. Für das hier Geforderte iſt in der That der Bund unſerer Dichter ein Beiſpiel, wie es nicht beſſer gedacht werden kann. Uebrigens hat Goethe jene Worte doch wohl auch geradezu von ſeinem wirklichen Verhältnis zu Schiller abgezogen. In dieſer Annahme beſtärkt, daß Goethe ein paar Reihen vorher von gerade dieſem Verhältnis ſagt, es habe ſich auf die entſchiedene Richtung beider auf einen Zweck gegründet, ihre gemeinſame Thätigkeit aber auf die Verſchiedenheit der Mittel, durch welche ſie jenen zu erreichen ſtrebten.

In der Verſchiedenheit der Mittel lag das von Goethe ſo oft betonte mächtig Anregende und Feſſelnde dieſer Verbindung, durch die eben deshalb jeder ſeine eigene Natur in ihren Gaben und Hilfsmitteln erweitert empfinden mußte.

Es war eben ein völlig andersartiges fruchtbareres Verhältnis als z. B. dasjenige Goethes zu Friedrich Heinrich Jakobi, über den Goethe zu Eckermann äußerte, daß derselbe ihn persönlich lieb gehabt habe, ohne doch an seinen Bestrebungen teilzunehmen oder sie wohl gar zu billigen. Da habe es denn besonderer „Freundschaft", d. h. persönlicher Neigung und Liebe, bedurft, um sie an einander zu halten.

Es wird nicht nötig sein, heute noch einmal bei demjenigen zu verweilen, was die beiden Dichter in ihren Bund mitbrachten. Auch was J. am letzten Donnerstag noch über das gegenseitige Verhalten derselben zu einander angab, ist größtenteils bereits, wenn nicht ausgesprochen, so doch leicht aus dem neulich Mitgeteilten zu erschließen.

So im Gegensatz zu der Achtung, die Goethe dem Charakter Schillers zollte, das Hinaufsehen dieses letzteren bei aller wohlbegründeten Selbstschätzung zu Goethe als künstlerischem Genius und als zu dem, der ein Königreich zu regieren hatte, während er selber, Schiller, nach seinem Brief aus Jena vom 31. August 1794 nur über eine Familie von Begriffen verfügte, die er aber herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern wollte. Und nicht anders steht es mit dem von J. dem rastlos Vorwärtsdringenden in der Natur Schillers gegenüber hervorgehobenen Zurückhalten und liebevollen Mitnehmen auch des Kleinen in der Art Goethes und der darin wurzelnden merkwürdigen Freiheit Goethes von aller Phrase.

Uebrigens kam es auch J. vorgestern hauptsächlich auf etwas Anderes an, nämlich darauf, die gleiche Richtung der beiden Glieder des einzigartigen Freundschaftsbundes auf ein Ganzes gemäß den Worten Goethes in dem Brief an Schiller vom 26. Oktober 1794, daß sie sich in ihrem Sein und Wollen ein

Ganzes denken wollten, um ihr Stückwerk einigermaßen vollständig zu machen, gehörig ins Licht zu setzen. Denn hierin vorzüglich suchte er die aus dem Ergänzungsbunde unserer Dichter für unsere Gegenwart und das lebende Geschlecht zu ziehende heilsame und sogar bitter notwendige Ergänzung. Dabei aber machte Z. alsbald keinen Hehl daraus, daß es ihm gar nicht so sehr darauf ankomme, ob das von Goethe in dem eben erwähnten Briefe gesteckte Ziel von unseren Dichtern wirklich erreicht worden, ja, nicht einmal darauf, ob es überhaupt völlig erreichbar sei.

In der That sind unsere Dichter nicht unerheblich hinter jener Aufgabe zurückgeblieben, wenn wir das von Z. aus dem schon vorher erwähnten Abschnitt der Schrift „Der Sammler und die Seinigen" Angeführte als eine Art von Zeugnis für das gegen Ende des Jahrhunderts von ihnen Erreichte benutzen dürfen.

Vielleicht ist dieses kleine Familiengemälde in Briefen Ihnen schon bekannt, anderenfalls nehmen Sie es wohl jetzt einmal in die Hand.

Der Stoff zu diesem kleinen Werk ist von den beiden Dichtern im November 1798 gesprächsweise gemeinschaftlich durchgearbeitet worden, so daß wir die zwar unter Goethes Namen gehende Schrift nicht ohne Grund als eine gemeinsame Arbeit ansehen dürfen. Vorgestern aber lenkte Z. unsere Aufmerksamkeit besonders auf den 5. und 6. Brief, in welchen, beiläufig, nicht zwar eine unmittelbare Darstellung der Befreundung der Dichter im Jahre 1794, aber doch wohl eine Erinnerung daran oder, wie ich zu Anfang dieses Briefes sagte, ein An- und zarter Nachklang davon gesehen werden darf.

Im 5. Brief nimmt sich die eine Hauptperson des kleinen Dramas, ein Arzt (er figuriert als der Oheim),

einem Wahrheitsſucher aus den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber, der ſich zuletzt ſogar zu der Behauptung verſteigt, daß Schönheit und Ideal einem Manne von Verſtand als ein Traum erſcheinen müſſen, den er nicht in die Wirklichkeit verſetzen möge, ſondern widerſtrebend finde, der Schönheit als des höchſten Ziels der Kunſt an. Als deren letzte Wirkung aber bezeichnet er das Gefühl der Anmut. Unter dem Phyſikus nun iſt unſchwer Goethe zu erkennen.

Im letzten Teil dieſes Geſpräches über das Ziel der Kunſt tritt aber eine neue Perſon hervor, der Philoſoph oder, wie er ſelbſt ſich beſcheidener nennt, der Schüler der Philoſophie, der auch ſelber über ſeine Teilnahme an dem Geſpräche im 6. Briefe berichtet. Er will ſich das Ideal nicht unter die Hirngeſpinſte verweiſen laſſen und bietet zu dieſem Zwecke, wie man längſt erkannt hat, alle Kraft Schillerſcher Dialektik auf.

Wir haben alſo, dürfen wir wohl mit Z. ſagen, in den genannten beiden Briefen die beiden Dichterfreunde vor uns in ihrem Verhältnis zur Kunſt ſo, wie dieſes im November 1798 geartet war.

Da aber gewahren wir nun, daß der Phyſiker und der Philoſoph ſich zwar dem gemeinſamen Gegner gegenüber fanden und „die Schalen ihrer wechſelſeitigen Entfernung“ abſtießen, ſo daß „ſich ein paar hübſche Pflanzen im Garten der Freundſchaft“ zeigten, wie es im 5. Briefe heißt.

Indeſſen von einer Vereinigung der beiden Männer in einem jenſeits des Stückwerks der Natur und Perſönlichkeit eines jeden gelegenen Ganzen iſt hier noch nicht viel wahrzunehmen. Nirgend kommt etwa etwas von der Art zum Vorſchein, wie es von uns in Kants kritiſcher Schönheitsphiloſophie angetroffen

wurde, die, wie Sie sich aus meinen Darlegungen (vgl. S. 35) erinnern werden, von einer Uebereinstimmung zweier Gemütszustände, des reinen Geschmacksvermögens und der reinen praktischen Vernunft, als einem Höchsten berichtet.

Freilich mag es auch leichter sein, solches Höchste gleichsam von oben aus den Höhen philosophischer Besinnung hinunterzubringen und der ringenden Menschheit als Muster vorzuhalten als sich dahin aus praktischen Bemühungen um das Schöne in der Niederung zu erheben. Uebrigens machte Z. doch für Schiller im Hinblick ganz besonders auf die herrlichen Fragmente des „Demetrius" mit Entschiedenheit den Anspruch auf die Anerkennung geltend, daß von ihm in der That bereits von einem Ganzen jenseits des Stückwerks seiner eigenen Individualität nicht wenig erreicht sei. War das nicht wahrhaft gerecht und liebenswert von Z., der seiner ganzen Art nach so viel mehr zu Goethe hinneigt? Aber, wie ich schon bemerkte, wollte Z. das Große und Vorbildliche in dem Ergänzungsbunde unserer Dichter gar nicht so sehr in dem etwa Erreichten sehen als vielmehr in dem unentwegten Zusteuern auf das von Goethe angegebene Ziel gemäß dem Worte der Engel im zweiten Teile des Faust „Wer immer strebend sich bemüht" u. s. w., kurz, in ihrem entschlossenen und beharrlichen Vermeiden jedes eigensinnigen Abschlusses, welches auch schon von früheren Betrachtern dieses Freundschaftsbundes gepriesen ist.

In der That erheben sich gerade hierdurch unsere großen Weimarer unendlich weit über frühere Vertreter desselben Gegensatzes von Sinn und Geist, von Realem und Idealem oder wie man ihn sonst formulieren mag, der ja nicht mit ihnen zuerst erschienen ist, sondern schon in Diogenes und Aristipp, in Plato

und Aristoteles, in Zeno und Epikur vorliegt, um nur einige wenige solcher Paare aus dem griechischen Altertum zu nennen.

Vor diesen und anderen ihrer Art zeichnet sich unser weimarsches Paar dadurch aus, daß hier zum ersten Mal mit Ernst von beiden Seiten her der Versuch gemacht wurde, den Gegensatz durch hingebendes Eingehen auf die entgegengesetzte Richtung und deren Vorzüge zu überwinden. Von diesem einzigartigen Ruhm unserer Dichter wollte aber nun Freund Z., was unser großes Interesse erregte, die Ursache eben darin erkennen, daß unsere beiden deutschen Männer nicht wie die aus dem griechischen Altertum genannten in erster Linie Philosophen waren, abstrakte Denker, die gar zu leicht ihr Prinzip auch auf Kosten der Menschlichkeit reiten, sondern Dichter und als solche geborene Bewahrer der Natur. Auch wollte Z. nicht übel in dieser Thatsache Schillers Wort im Briefwechsel mit Goethe bestätigt finden: „Der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Carikatur gegen ihn".

Durch eben dieses aber, wodurch der Bund unserer Dichter ein Perfektibilitätsbund nach Schillers Ausdruck wurde, und zwar ein Bund, bei dem es in erster Hinsicht nicht auf Kunstschöpfungen, sondern auf die Kunstschöpfer selbst und deren Vervollkommnung ankam, enthält er nach Z. eine köstliche Lehre zunächst zwar für unsere Künstler, dann aber auch für alle Nichtkünstler, für unsere ganze Zeit, die sich so gern in den Winkel eines Faches oder selbst Fächelchens, einer Partei und dergleichen einsperrt.

Sie merken schon, daß Z. mit der Ablehnung bloßer Arbeitsgemeinschaft als Bezeichnung für die Art des Bundes unserer Dichter wieder auf das am ersten Abend Betonte zurückkam; nur gieng er jetzt

nicht auf Aufrichtung von Einzelbildern aus, sondern auf die Errichtung einer Heldengruppe, die sich von der berühmten Rietschelschen vor dem weimarschen Theater dadurch unterscheidet, daß Schiller hier den Kranz des glücklicheren Genossen nicht nur berührt, sondern denselben mindestens völlig mit ihm teilt.

Bei den Aeußerungen Z.s über die Bereicherung des eigenen Lebens, die jedermann im Volke aus dem Verkehr nicht nur mit den Werken Schillers und Goethes, sondern ebenso sehr, wenn nicht mehr, durch denjenigen mit den Schöpfern dieser Werke erlangen könne, mußte ich unwillkürlich an den vielleicht auch Ihnen noch bekannt gewordenen allzufrüh verstorbenen edlen Heinrich von Stein in Berlin gedenken. Der sprach auch gern von dem Gewinn, der von der Beschäftigung gerade mit den Persönlichkeiten der großen Männer von Weimar als einem edelsten Verkehr zu erhoffen sei.

Ich bin am Ende der Darlegungen Z.s über die drei Helden unserer letzten Blütezeit der Litteratur, noch nicht aber, denke ich, der Beschäftigungen unseres Kreises mit diesem Gegenstande. Ich vermute vielmehr, daß wir uns mit demselben schon in der nächsten Zusammenkunft, für die meines Wissens ein neues Thema nicht vorliegt, weiter beschäftigen werden. Dürfte ich nämlich das nicht, so würde ich schon am letzten Donnerstag nicht zurückgehalten haben, was ich in den Erörterungen Z.s noch vermißte und ihnen gern hinzugefügt gesehen hätte. Nun aber enthielt ich mich in den Becher des allgemeinen Beifalls für Z., der dafür ja sehr empfindlich ist, auch nur das geringste Tröpfchen Bitternis hineinzuschütten. Hatte uns doch Freund Z. so manches gegeben, worüber wir uns freuen konnten und wofür ihm warmer Dank gebührte.

Aber daß ich doch nicht versäume, einer kleinen Einwendung gegen die Ausführungen Z.s Erwähnung zu thun! Diese kam aber — was meinen Sie? — von wem? — Von keinem anderen als unserem würdigen Pfarrer, dessen große Zurückhaltung bei den Verhandlungen dieses Winters nicht nur Ihnen aufgefallen ist.

Der Dithyrambus Z.s auf unsere Dichter als nicht nur dem grauen Nebelreich der Sage, sondern dem hellen Tage der Geschichte angehörige moderne Heroen, in dem Z.s gestrige Darlegungen gipfelten, schien ihm Anstoß gegeben zu haben. Im weiteren Verfolg des Schillerwortes vom Dichter als dem wahren Menschen hatte Z. unter anderem das gewaltige Ringen unserer großen Dichter um Veredelung und Hebung der inneren Persönlichkeit mit dem Sicheinarbeiten eines Ingenieurs oder eines Physiologen als der Philosophen von heute in ihr Fach zusammengestellt und contrastiert. Wie viel weniger doch, meinte er, sei dieses Bemühen von Männern der Wissenschaft, wie hoch man es übrigens auch zu achten habe, geeignet, ein jedes Gemüt in Mitschwingung zu versetzen und die Teilnahme weitester Kreise der Menschen zu erregen!

Auch ein beifallswerter Grund dafür (der bedeutendste dürfte es jedoch kaum schon sein) war von Z. angeführt. Er fand ihn in dem Umstand, daß die Thätigkeit solcher Forscher zu vertraute Kenntnis des Gegenstandes, auf den sie sich beziehe, voraussetze, um mit so allgemeinem Anteil verfolgt werden zu können. Dagegen handle es sich ja bei Schiller und Goethe wesentlich nur um die Regulierung des Verhältnisses von Kräften, sinnlichen und geistigen, die anzutreffen kein Mensch aus sich hinauszugehen brauche.

Nun bezweifelte aber unser geistlicher Freund, daß die Teilnahme für solche Bildungsnöte und -kämpfe unserer Dichter wirklich so verbreitet, und ebenfalls, daß sie so lebhaft und stark sei, wie Z. annahm. Auf eine Frage des Pfarrers mußte Z. auch zugeben, daß eine gewisse geistigere Art, Neigung zu und infolge davon auch Anteilnahme an deren Bearbeitung immerhin Voraussetzung des Interesses an dem Bemühen eines Schiller und Goethe um die Entwickelung ihrer Kräfte und die Veredelung ihrer selbst sei.

Mit seiner Frage aber schien mir der Pfarrer für Persönlichkeiten Raum gewinnen zu wollen, bei denen zwar gleichfalls wesentlich nur das Verhältnis innerer Kräfte und deren Ordnung in Betracht kommt, aber doch ganz anderer Gewalten der menschlichen Natur, für welche das Interesse ein sehr viel mehr verbreitetes, ja ein allgemeines ist. Ob nicht der Pfarrer an Stifter von Weltkirchen dachte, an Männer, wie etwa den unter dem Amtsnamen Buddha, „der Vollendete", verborgenen großen Menschen im Südosten Asiens und zumal an den Stifter des Christentums als für einen noch weiteren Kreis der Menschheit und der Wirksamkeit berufene Persönlichkeiten?

XIII.

Freiburg, den 16. März 1895.

Es ist eine wohl angebrachte Mahnung von Ihrer Seite, l. Fr., daß der erste Gegenstand unserer dieswinterlichen Verhandlungen, Kants Lehre vom Schönen, nur zu Gunsten unserer deutschen Meister im Schönen einstweilen verlassen, aber keineswegs bereits völlig erledigt sei.

Dagegen darf ich meinerseits in Erinnerung bringen, daß für die weitere Ausbeutung der kritischen Theorie zu Gunsten der gegenwärtigen Kunst auf die Mithülfe der Freunde gerechnet wurde; versagt diese, so würde ich allein nicht wohl für Erfüllung des freilich in Aussicht Genommenen einstehen können.

Sie erinnern sich wohl auch, l. Fr., daß von Frau Louise sogar nicht ohne Grund Ihnen Städtern, zumal allerdings den Großstädtern, diese Aufgabe im wesentlichen zugeschoben wurde. Freund H. aber äußerte kürzlich aus irgend einem Anlaß zu derselben Angelegenheit, ihm scheine vorzüglich notwendig, den hohen Geist, der das Denken Kants wie das Schaffen unserer großen Dichter belebe und trage, in seiner Ganzheit wieder in unserer Kunst und Litteratur heimisch zu machen. Ob es aber zu diesem Zwecke nicht vor allem not thue, diesen Geist in seinem großen Walten, so wie es bei uns in den Verhandlungen dieses Winters einigermaßen geschehen sei, demjenigen, was ihn zu verdrängen drohe und schon stark verdrängt habe, entgegenzustellen? An dessen Platz sei ja auch in Deutschland allzusehr ein Kleben am Niedrigen, Aermlichen und Erbärmlichen zur Herrschaft gelangt und werde, als sei es an den Bemühungen von Landeskindern dafür noch nicht genug, selbst von deutsch schreibenden Ausländern mit Eifer gefördert und gepflegt. An der Anwendung von Kunstmitteln zur Erreichung bestimmter Wirkungen, auch an Kunst zu erzählen z. B. fehle es den Modernen oft nicht, aber wie unsäglich arm, leer und eintönig seien doch so oft deren Produkte, in denen man nicht selten Lüsternheit zu viel, noch mehr Leichtfertigkeit und dazu noch allenfalls ein paar Phrasen vom Uebermenschen antreffe! Ist in allen diesen Worten H.s nicht viel Wahres?

Uebrigens freut mich, daß Sie mit unserem Weitergehen zu den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts noch immer zufrieden sind und nun auch mit Z.s Abschluß seiner Betrachtungen. In der That hat Z. auf allerlei Mittel dauernder Gesundung und Kräftigung für Kunst und Litteratur und nicht bloß für diese, welche uns gerade die großen Schöngeister des achtzehnten Jahrhunderts an die Hand geben und deren wir uns nur von neuem zu bemächtigen brauchen, hingewiesen. Auch das wird zu meiner Freude ja von Ihnen anerkannt, daß bereits mehrfach erhellende neue Lichter von den Dichtern aus selbst auf den Kriticismus gefallen sind. Zumal die Beschäftigung mit der Kritik eines Lessing ist der Würdigung der verwandten und doch so verschiedenen Bemühung Kants in nicht geringem Maße zu statten gekommen.

Die Gelegenheit dieser Zeilen lassen Sie mich benutzen, um das meinerseits in den Ausführungen Z.s nach der Andeutung meines letzten Berichts noch Vermißte hinzuzufügen. Darf ich doch hoffen, daß Sie demselben ein geneigteres Ohr schenken werden, als wohl Freund Z. gethan hätte.

Ich wünschte aber noch einen Hinweis auf etwas den drei Säulen unserer schönen Litteratur Gemeinsames, das sie zugleich wieder mit unserem kritischen Philosophen verbindet.

Sie werden sich erinnern, daß ich in meinem dritten Berichte (s. S. 27) Worte Goethes bei Eckermann anführte, durch welche derselbe sein eigenes Bestreben als objektiv demjenigen seiner ganzen Zeit als einer völlig in subjektiver Richtung begriffenen entgegenstellte. Mit dieser Beurteilung seiner selbst hat nun Goethe freilich Recht, aber doch nicht in dem Grade, daß nicht auch er noch mehr, als man erwartet und

als er vielleicht ſelber zugegeben hätte, mit der Richtung ſeiner Zeit gemein hätte.

War doch Goethe und ſogar vor allem eine künſtleriſche Natur! Von der Kunſt aber ſagt Schiller in dem 6. Briefe von Goethes „Sammler", daß ihr das Subjekt, nämlich das menſchliche Gemüt, das oberſte Geſetz giebt, ein Satz, der durch alle Erörterungen dieſes Winters, denke ich, von uns erhärtet und beſtätigt iſt. Man darf aber ſogar ſagen, daß der Satz Schillers nicht wahr ſein könnte, wenn ein Künſtler von Goethes Bedeutung nicht praktiſch wenigſtens und bis zu einem gewiſſen Grade doch wohl auch theoretiſch Subjektiviſt geweſen iſt.

Nun hat aber Goethe dazu ja den erwähnten Schillerſchen Satz gewiſſermaßen unter ſeinen Schutz genommen, indem er ihn der ſeinen Werken angehörigen Schrift „Der Sammler und die Seinigen" einverleibt hat. Goethe hätte auch in der That ein weniger großer Künſtler ſein müſſen, wenn er nicht bei allem Streben nach Objektivität die überwiegende Bedeutung des Subjekts und des menſchlichen Gemüts für die ſchöne Kunſt und deren Geſetze erkannt und zu würdigen gewußt hätte.

Bei Schiller, eben dem Philoſophen des erwähnten Briefes der Goetheſchen Schrift, braucht der Subjektivismus nicht mehr nachgewieſen zu werden. Doch will ich beiläufig in Bezug auf Schiller gerade den etwas verwunderlichen Eindruck nicht verſchweigen, daß bei ihm zumal für einen erklärten Anhänger Kants der Subjektivismus auffallend wenig hervortritt, beſonders im Vergleich mit anderen Zeitgenoſſen Kants, wie etwa dem geiſtreichen Lichtenberg in Göttingen, dem Phyſiker. Wie das Realiſtiſche, ſo ſtand auch das damit eng zuſammenhängende ſkeptiſch-ſubjektive Moment

der auf das Pathetiſche und Rhetoriſche gerichteten Natur Schillers, ſo ſcheint es, recht fern.

Was werden Sie aber dazu ſagen, daß auch Leſſing dem Subjektivismus zugerechnet werden ſoll? Und doch kann an der Richtigkeit dieſer Zurechnung nicht wohl gezweifelt werden nach folgendem Satze im ſiebzigſten Stücke der Hamburgiſchen Dramaturgie, mit dem Leſſing die komiſche Tragödie gotiſcher Erfindung, wie ſie ſich bei Spaniern findet und in der übermütig Poſſenhaftes und tief Trauriges einander ablöſen, ebenſo elegant wie gründlich abfertigt. „Sie ahmt, ſagt der große Kritiker, die Natur der Erſcheinungen nach" (in denen ja freilich oft das Schrecklichſte mit dem Komiſchſten in bunter Folge abwechſelt), gleichſam als wären dieſe, möchte man ergänzen, Dinge an ſich ſelbſt, „ohne im geringſten auf die Natur unſerer Empfindungen und Seelenkräfte dabei zu achten." Für die Kunſt aber, iſt alſo Leſſings Meinung, auf die es uns bei dieſer Frage augenblicklich einzig ankommt, giebt der Menſch, das menſchliche Gemüt das oberſte Geſetz und nicht ſchon die bloße Natur als gleichſam ein Ding an ſich ſelbſt.

In ihrem äſthetiſchen Subjektivismus aber, der das menſchliche Gemüt als die letzte Quelle betrachtet, aus der mit Notwendigkeit die Geſetze der Kunſt ausfließen, ſtimmen nun die drei Großen unſerer Litteratur wieder mit Kant überein und zumal mit deſſen äſthetiſcher Theorie von 1790. In dem Urheber der kritiſchen Philoſophie geſellt ſich ihnen ein Anwalt und Verfechter ſolches Subjektivismus, wie man ſich ihn nur wünſchen mag, ein Mann, der als Vertreter eines Ganzen, des kritiſchen Unternehmens in ſeiner Geſamtheit, berufen iſt, ſolchen Subjektivismus auch in ſeine natürlichen Grenzen zu weiſen und in dieſen Grenzen zu erhalten. Droht doch dem ſo natürlichen Subjektivis-

uns der Künstler nur zu leicht Ueberspannung und Einseitigkeit. Kant aber bringt nun nicht nur seine Kritik der Urteilskraft von 1790 mit, sondern auch die Kritik von 1781, die Kritik der reinen Vernunft mit ihrem „nur in der Erfahrung ist Wahrheit" und ihren dem entsprechenden Anforderungen an die Forschung und Wissenschaft, die dem Objektivismus sein Recht in einem Grade wahren, wie ein objektiver Künstler gleich Goethe nur irgend wünschen konnte, wie ihn aber Goethe in gleicher Strenge nie geübt und gewollt hat.

Da der Mensch, an den sich die Kunst wendet, aber nicht nur ein schönheits-, sondern auch ein wahrheitsverlangendes Wesen ist und auch nicht aufhört, dem Kunstwerk gegenüber Forderung der letzteren geltend zu machen, so ist diese Ergänzung der ästhetischen Theorie durch die übrigen Teile der Kritik in ihrer Bedeutung für die Förderung der Kunst nicht gering zu schätzen. Wird doch erst durch dieses und jenes zusammen eine sichere Grundlage geschaffen zu einer endgültigen Vereinbarung der so mancherlei möglichen und zulässigen Ansprüche, die an ein Kunstwerk erhoben werden und denen dieses gerecht werden muß, wenn es nicht der so mannigfaltigen vielseitigen Menschennatur einen ihm selber gefährlichsten Anstoß geben will.

Dürfen wir nun sagen, daß die Kantische Kritik von 1790 der Subjektivität unserer Klassiker freie und zugleich feste, gute Bahn macht, wie sie zum Gedeihen der schönen Kunst erforderlich ist, so wird auch diese weitere Bemerkung gegründet sein, daß sie einem guten Individualismus Raum schafft, auf den namentlich bei den beiden Großen von Weimar kürzlich Z. mit Nachdruck hinwies.

Die mit dem Aufsteigen der Naturwissenschaft all-

mählich erwachsene Vergötterung der Objektivität als des Höchsten und Letzten hält zwar, was anerkannt werden muß, manche eitle und geile Regungen des Subjekts nieder; unter ihrem Drucke aber wagt sich auch manches Große und Gute nicht aus der Tiefe der Persönlichkeit an das Licht des Tages hervor.

Wenn aber so die Kantische Kritik zugleich mit der Subjektivität der Individualität Freiheit gewährt, so tritt sie für etwas ein, wofür das Bedürfnis sich neuerdings wieder merklich regt, nachdem es eine längere Zeit stark zurückgedrängt war. Für das Vorhandensein dieses Bedürfnisses scheint mir unter anderem der ungeheure Erfolg des anonym erschienenen Buches „Rembrandt als Erzieher" im Anfang dieser neunziger Jahre zu sprechen, der, wenn man etwa nur die schriftstellerischen Eigenschaften des Buches in Betracht zieht, nicht leicht zu erklären sein dürfte.

Die Farbenblindheit, an der nach diesem „Deutschen" jedes Zeitalter in gewissen Hinsichten leidet, das unsrige nicht weniger als irgend ein früheres, erstreckt sich eben auf den unter der Ueberschätzung des Objektiven und Materiellen in Verkennung geratenen Wert der Subjektivität und Individualität, kurz der Persönlichkeit. Von der kräftigen Erneuerung eines Subjektivismus Kantischer Art, der auch den Wert anderer Bestrebungen zu würdigen weiß, ist aber nun eine Ergänzung des so sehr verbreiteten wissenschaftlichen Insektengeistes, der übrigens da, wo er hingehört und Nutzen schafft, immer ungestört verbleiben mag, durch einen weniger oft anzutreffenden Löwengeist, dem jener sich immer unterzuordnen hat, zu hoffen.

Wie aber die Ausbildung der Individualität und Persönlichkeit geschehen muß, können wir an dem Vorbilde unserer weimarschen Dichter lernen: nicht als eine Pflege jedes beliebigen Natürlichen, selbst

von Schrullenhaftem, ſondern einzig von demjenigen, was gepflegt zu werden verdient, und eine Erhebung und Verklärung dieſes ins Ideal. Hier giebt beſonders Schiller in ſeiner Strenge gegen ſeine Schwachheiten nach ſeiner Rückkehr zur Dichtung ein unvergleichliches Muſter.

Schließlich will ich nicht unterlaſſen, hervorzuheben, daß die Kantiſche Kritik mit ihrer Beſinnung auf die völlige Sinnenbedingtheit der Erfahrungswelt wie auch aller auf dieſe Welt ſich beziehenden Wiſſenſchaft auch Raum ſchafft für das zuletzt von J. an unſeren Dichterfreunden ins Licht Geſtellte, welches an ihnen doch noch mehr als der Individualismus auffällt und mit dient, dieſen in gebührenden Schranken zu halten. Ich ſpreche hier von dem Ergänzungsſtreben der großen Weimarer, das ſich nicht begnügend mit dem natürlich Zufälligen noch ſelbſt mit deſſen beſter Ausbildung das Stückwerk zu einem Ganzen, deſſen Verwirklichung aber im irdiſchen Daſein vielleicht immer nur anhebt, zu vollenden trachtet.

Vielleicht bringt uns über dieſes und Verwandtes die Zuſammenkunft der Freunde am nächſten Donnerstag noch einiges. Wenn doch nicht wider alles Erwarten, ſo werden Sie vielleicht nachſichtig den heutigen Brief, mag er Ihnen auch noch nicht ganz das Gewünſchte gegeben haben, als eine kleine Abſchlagszahlung wenigſtens von meiner Seite gelten laſſen.

XIV.

Freiburg, d. 22. März 1895.

Was Sie auch in meinem heutigen Berichte erwarten mögen, l. Fr., durch ſeinen wirklichen Inhalt werden Sie vermutlich ſtark enttäuſcht werden. Denn

weder eine neunenswerte Fortsetzung der Erörterungen über unsere Klassiker noch auch einen Nachtrag zu dem ersten Gegenstande unserer dieswinterlichen Unterhaltungen brachte der gestrige Abend, sondern statt alles dessen eine Verhandlung über die — Kirche. Ja wohl, über die Kirche, l. Fr.! Das wird Sie nicht weniger überraschen, als es die hiesigen Freunde überrascht hat, obwohl das Gewitter doch nicht ganz unangekündigt losbrach.

Derjenige, der unseren Unterhaltungen die neue Wendung gab, war natürlich unser würdiger Pfarrer. Sie erinnern sich, daß derselbe nach dem letzten Vortrage Z.s eine zweifelnde Frage aufwarf, durch welche der von Z. unseren Dichtern angewiesene Wirkungskreis eingeschränkt wurde. Was er aber damals angefangen hatte, das brachte der ebenso bedächtige wie entschiedene Mann am gestrigen Abend zur völligen Ausführung, nachdem er offenbar inzwischen die Sache nach allen Richtungen gehörig ins Auge gefaßt und überlegt hatte. Dies gab seinem Auftreten einen bedeutenden Nachdruck und Ueberlegenheit unserem überraschten und etwas verdutzten Kreise gegenüber, obwohl das, was er vorbrachte, keineswegs unerhört war und Ihnen wahrscheinlich nur die Art unseres trefflichen Freundes, der ja aus seinen Ueberzeugungen nie ein Geheimnis gemacht hat, wieder lebhafter vor die Seele rufen wird.

Der Schalk aber begann wie beiläufig wieder mit einer zweifelnden Frage, nämlich mit der, ob wohl die Dichter mit der ihnen von Z. zu teil gewordenen Schätzung ihrer Kunst und Person sehr zufrieden sein würden. Diese Frage müsse verneint werden, meinte er selbst weiter und führte zum Beweise von Goethe aus dessen Wort „für junge Dichter" im Jahre 1831 die Verse an:

Jüngling, merke dir in Zeiten,
wo ſich Geiſt und Sinn erhöht,
daß die Muſe zu begleiten,
doch zu leiten nicht verſteht!

Dieſen vielſagenden Verſen des greiſen Goethe aber konnte er von Schiller aus dem zehnten der Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen die durch die Geſchichte häufig genug beſtätigte Bemerkung anreihen, daß Kunſtepochen geſunkene Epochen zu ſein pflegen. In demſelben Brief meint Schiller weiterhin ſogar, wir fänden, wohin wir auch immer in der vergangenen Welt unſere Augen richten, daß die Schönheit nur auf den Untergang heroiſcher Tugenden ihre Herrſchaft gründe.

Was aber iſt aus ſolchen Aeußerungen unſerer Dichter zu ſchließen? Nichts Anderes, meinte unſer geiſtlicher Freund, als daß dieſe großen Künſtler ſelbſt wenigſtens die Ahnung eines größeren Zuſammenhanges gehabt haben, in den Kunſt und Künſtler hineingehören und innerhalb deſſen ihnen beiden allererſt rechtes Gedeihen geſichert ſei, kurz: in ein Reich des Ideals.

Wo aber ein ſolches Reich hier auf Erden zu finden ſei? Wer das noch frage, urteilte unſer Pfarrer, der müſſe entweder ganz blind oder auch ein hochſtelziger mit der Naſe bloß zu den Wolken aufwärts gerichteter Idealiſt ſein. Denn kein anderer könne bezweifeln, daß ſeit unvordenklichen Zeiten an nicht nur einem Orte auf der Erde von Menſchen Anſtrengungen zur Verwirklichung eines ſolchen Reiches gemacht ſeien. Er ſpreche aber, ſagte der Redner geradezu, von den Tempeln und Gemeinſchaften der verſchiedenen Arten heidniſchen Glaubens, ganz beſonders jedoch von der chriſtlichen Kirche und ihren verſchiedenen Formen. Dieſe ſeien das naturbeſtimmte

Mittel und Werkzeug zur zunehmenden Herbeiführung und Erhaltung ſolches Reiches. An der Geſtalt und Beſchaffenheit dieſer Gemeinſchaften möge man noch ſo viel auszuſetzen finden — ſchwach und ärmlich übrigens werde die Geſtalt der Kirche als eines für Menſchenkräfte faſt überſchwänglichen Unternehmens immer bleiben —, immerhin ſei das von den Vätern Angefangene und Ueberlieferte etwas, an das ſich anknüpfen und aus dem ſich mit Gottes Hülfe Beſſeres und Genügendes allmählich ſchaffen laſſe.

Nicht bloß mir, auch den Freunden iſt, beiläufig, aufgefallen, wie viel mehr in Bezug auf das überlieferte Kirchenweſen der Pfarrer jetzt der Kritik Raum giebt, als wir von früher her von ihm gewohnt waren und als auch Sie wohl von ihm in Erinnerung haben.

Dafür nun, daß mit der Einordnung der Kunſt und der Künſtler in ein Reich des Ideals nicht etwas Unerhörtes gefordert werde, unterließ unſer Freund nicht an den Urſprung der ſchönen Kunſt hoher Art, zumal des Dramas, zu erinnern. Und es iſt ja eine bekannte Thatſache, daß die Dithyramben des Thespis, die Vorläufer der großen Dramen des Aeſchylus, Sophokles und Euripides, in Attika an den hohen Feſten des Dionyſos, den ſtädtiſchen im März, den ländlichen im Spätherbſt, als ein nur in einigen Stücken neuer Beſtandteil dieſer Feſte zur Aufführung kamen. Und auf ähnliche Weiſe entſtand das Drama zum zweiten Male im mittelalterlichen Europa. Denn das neuere Drama hat ſich doch wohl allmählich aus dem Vorleſen der Geſchichte des Leidens und des Todes Chriſti erweitert und entwickelt. Dieſe Vorleſung erfolgte in der Paſſionszeit durch verſchiedene Perſonen, denen die Reden der Apoſtel, des Herodes, des Pilatus u. ſ. w. zugeteilt waren.

Aus diesem wiederholten Ursprung des Dramas im Abendlande von gleicher Art erhellt aber, daß die Menschen einst mit ganz anderen Gefühlen schon den theatralischen Aufführungen entgegensehen mußten als der heutige Theatergänger. Viel mehr mit Erwartung der Erhebung in eine höhere Welt, als diejenige des Alltags ist. Und wurde diese Erwartung nicht mehr als erfüllt durch Darstellungen wie die der Orestie des Aeschylus und sophokleischer Tragödien?

Die Schöpfungen dieser Männer boten mehr als bloße Abspannung von den Lasten des Tages. Finden wir doch darin eine Vertiefung und Versittlichung des bei Homer von einer Götterwelt und deren Treiben Fabulierten, kurz: eine Annäherung der Ueberlieferungen der Volksreligion, in deren Dienste die Kunst dieser Männer thätig war, an die Beschaffenheit des Leitmittels einer echten Kirche.

Zu nichts Geringerem ließen sich diese Männer von den durch ihr Schaffen zu verherrlichenden Festen anregen. Wie nun, fragte der Pfarrer, wäre es wohl ohne den disciplinierenden Anschluß an solche allgemeinen großen Feste geworden? Würde sich die Kunst da auch nur so lange auf der Höhe gehalten haben? Selbst so blieb, wie bereits das Beispiel des Euripides zeige, die Ausartung nicht lange aus. Freilich aber lasse sich dafür auch nicht die zu Grunde liegende Volksreligion selbst und deren Beschaffenheit von aller Veranlassung oder Mitschuld freisprechen. Aus der mochten zwar unter der Hand großer Männer erhabene Kunstwerke hervorgehen, geringeren Naturen aber wurde darin zu ganz andersartigen Produkten eine willkommene Handhabe geboten. Wir, die wir nicht mehr unter dem Regimente des Zeus und des Dionysos leben, fänden doch gewiß, so schloß der Pfarrer, keine Schwierigkeit uns eine sehr viel gün-

ſtigere Grundlage und Stütze ſolcher Bühnenfeſte zu denken, eine Grundlage, die man, wenn ſie einmal gewonnen ſei, wohl bewahren möge.

Der Pfarrer verkannte nun freilich keineswegs, daß das Drama ſowohl vor wie nach Chriſtus ſeiner urſprünglichen Heimat, dem Gottesdienſt, innerlich und auch äußerlich mehr und mehr entfremdet worden ſei. Aber darin konnte er keinen Segen für die Kunſt erblicken, vielmehr erwartet er eine ernſtliche Hebung und Hochblüte der Kunſt auch heute noch einzig von einer Rückkehr zu der urſprünglichen Grundlage nach dem Grundſatze, daß große und hohe Dinge nur durch dasjenige, wodurch ſie geſchaffen ſind, in ihrer Höhe erhalten werden. Edle Kunſt könne zu ihrem fortſchreitenden Gedeihen durchaus nicht der fortdauernden Verbindung mit einer Heimſtätte der höchſten Ideale unſerer Gattung, nicht der anhaltenden Einwirkung dieſer und ihrer veredelnden Kraft entraten. Von der Kirche getrennt werde ſie unvermeidlich mehr und mehr zu einem bloßen Genußmittel erniedrigt werden und ſo zunehmend entarten.

Hieraus ſchon werden Sie, l. Fr., entnehmen, wie ſich unſer Pfarrer zu dem Wagnertheater in Bayreuth ſtellt, für welches Z. Betrachtungen der letzteren Art gegenüber eintrat. Z. aber gieng von der Meinung aus, daß für Erwachſene doch wohl etwas Anderes gelte als für Kinder und ſo nun auch für eine reifere Menſchheit im Vergleich mit der Kindheit unſeres Geſchlechts. Im Bayreuther Wagnertheater nun ſah er den Beweis der Möglichkeit einer hohen Kunſt ohne jede Anlehnung an Gottesdienſt und Kirche erbracht.

Nicht nun, als ob der Pfarrer die Größe und hohe Bedeutung des Wagnerſchen Kunſtunternehmens irgend verkannt hätte. Er fand vielmehr durch Dra-

men wie Lohengrin und den Ring des Nibelungen den Wunsch eines geistvollen Kenners der deutschen Litteratur endlich doch noch erfüllt. Vilmar nämlich meint schon in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts, also vor dem mächtigeren Hervortreten Wagners und vielleicht noch ohne alle Kenntnis von Wagner, in seiner Geschichte der deutschen Nationallitteratur, nach dem Vorgange der griechischen Kunst hätten wir nach der ältesten Periode eines rein religiösen Schauspiels im sechzehnten Jahrhundert die Sagen von Siegfried, Dietrich und Hildebrand auf unserer Bühne erblicken und zu Meisterstücken der dramatischen Kunst sich gestalten sehen müssen, wie durch Sophokles die Helden der Sage vom Trojanerkrieg und der Sage vom Oedipus auf die Bühne traten. Es ist dies indessen nicht damals und auch nicht später im achtzehnten Jahrhundert geschehen. Nun aber dank Richard Wagner, urteilte unser Freund, seien die Dramen des Sophokles und auch des Euripides nicht mehr das einzige Beispiel echter dramatischer Volksstoffe. Denn Wagner habe ebenbürtige Rivalen des deutschen Volksgeistes ihnen an die Seite gestellt in Dichtungen, von denen man richtig gesagt habe, daß sie nicht nur in allerlei schönen Reden und Versen, sondern in Darstellung bestehen.

Auch leugnete der Pfarrer nicht, daß in den Bayreuther Festspielen etwas unvergleichlich Höheres als im alltäglichen Theater angestrebt werde, etwas, wofür als für etwas Seltenes und Hohes wohl Andacht, wie sie Wagner beanspruche, gefordert werden dürfe.

Aber trotz aller dieser Einräumungen glaubte er doch behaupten zu sollen, daß auch Wagners Kunstunternehmen noch den Hintergrund einer die ganze Menschheit mit allen ihren Angelegenheiten umfassen-

den Anstalt des Ernstes wie etwa der christlichen Kirche, welche es und die Teilnahme daran in den Beruf des Menschen als Menschen eingliedere, vermissen lasse und daß es auf einem solchen Hintergrunde sich noch ganz anders ausgenommen haben würde. Sei doch aus nichts Anderem als besagtem Mangel eine Ueberspannung herzuleiten. So aber nenne er den Versuch, Kunst für mehr auszugeben, als sie sei und sein könne, nämlich nicht nur für eine Dienerin am Heiligen, sondern für die Gottheit selbst, und so in Wahrheit das menschliche Leben nicht zu erweitern, sondern zu verengen. Hierin zeige sich, daß Richard Wagner doch kein Aeschylus sei, mit dem man ihn habe vergleichen wollen und in einiger Hinsicht fürwahr nicht ohne Grund. Der große Künstler des Altertums aber habe sich nur als einen Diener am Heiligtum angesehen und gefühlt, damit aber einen Vorzug vor dem großen Neuen besessen, von welchem der Pfarrer meinte, daß ihn auch Nietzsche, der einstige glühende Verehrer und später ebenso heiße Bekämpfer des Meisters von Bayreuth, selbst in seiner bewundernden Periode bereits anerkannt habe. Mir liegt allerdings auch eine dahin lautende Aeußerung Nietzsches, die wohl begründet sein würde, im Sinne, trotz alles Suchens danach habe ich sie aber leider nicht wieder auffinden können. Auch der Pfarrer sprach nur aus unbestimmter Erinnerung.

Von dem bedeutenden Eindruck der Rede des Pfarrers auf uns alle habe ich schon am Anfange des heutigen Briefes gesprochen. Zunächst trug er über J., der ja unsere Dichter gleichsam als unbedingt und als ein Letztes hinstellte, einen entschiedenen Sieg davon. Ob dieser Sieg aber so unbestritten bleiben wird?

Außer dem schon erwähnten und vom Pfarrer

sofort aufgenommenen Einwurf von J. wollte es am gestrigen Abend zu einer Debatte noch nicht kommen; alle Freunde aber waren der Meinung, daß wir die nächste Zusammenkunft noch vollständig der vom Pfarrer aufgeworfenen Frage zu widmen haben würden. Merken Sie wohl, l. Fr., etwas von Wirkung des Vorbildes, das der Pfarrer gab, auf unseren Freundeskreis, seiner Vorsicht und Behutsamkeit, seiner Sorgfalt und auch bei aller Entschiedenheit Mäßigung?

Uebrigens will ich nicht unterlassen, nachzutragen, daß der Pfarrer sein Eintreten für eine Eingliederung der schönen Kunst und ihrer Pflege in einen größeren Zusammenhang keineswegs schon in dem Sinne für zeitgemäß hielt, daß dieselbe von Zeitgenossen jetzt bereits allgemein verlangt würde. Er weiß wohl, daß vielfach selbst in kirchlichen Kreisen das Wort „Kirche" und alles an Organisation einer mit diesem Worte zu bezeichnenden Gemeinschaft nur von fern Erinnernde förmlich in Bann gethan zu sein scheint.

Im Verfolg von Bemerkungen solcher Art kam unser Freund auch auf den von uns neulich schon verhandelten auffallenden Erfolg des Buches „Rembrandt als Erzieher" zu sprechen. Er führte zur Erklärung desselben noch einen anderen Grund an, einen mir wenigstens sehr einleuchtenden. „Der Kunst gebührt der erste, der herrschende, der entscheidende Platz innerhalb des gesamten Geisteslebens", sagt der „Deutsche" S. 95 seines Buches. Das sei es, meinte der Pfarrer, was so vielen gefallen habe, daß die Kunst, die das Leben verschönende und erheiternde, über die mühsame und vielfach unbequeme Wissenschaft erhoben werde und daß sie nicht, wie die Wahrheit verlange, mit dieser zusammen einem Reiche des Ideals eingeordnet und dem Ringen nach der Verwirklichung eines solchen untergeordnet werde.

Wenn Sie nun vielleicht auch, um am Schluß noch einmal auf ein Wort des Anfangs zurückzukommen, durch den Inhalt dieses Berichtes etwas enttäuscht sind, l. Fr., so hoffe ich, daß Sie trotzdem in der Aufnahme des Sie Enttäuschenden sich nicht völlig von den hiesigen Freunden trennen. Diese aber meinten in dem vom Pfarrer Vorgebrachten auf jeden Fall eine wesentliche Ergänzung der bisherigen Betrachtungen anerkennen zu müssen.

XV.

Freiburg, den 6. April 1895.

Halt, l. Fr.! Was denken Sie? Auch bei uns wird mit Wasser gekocht. Ich vermute jedoch, daß hinter Ihrer Frage, ob etwa in meinem nächsten Berichte die Schule der Zukunft zu stande gebracht werde, ein kleiner Schalk sich versteckt. Wollten Sie uns nicht ein bißchen darüber aufziehen, daß wir uns getrauen, einen Block wie die Kirche, die in ihrer christlichen Gestalt selbst höchst strebende Geister heute vorsichtig zur Seite liegen lassen, zu wälzen? Und allerdings ist es, das leugne ich nicht, ein etwas titanenhaft aussehendes Beginnen. Eben darum aber hatten wir gewöhnlichen Menschenkinder schon alle Hände voll zu thun, um an dem letzten Abend unserer dieswinterlichen Zusammenkünfte nur erst diese Gemeinschaft einigermaßen unter Dach zu bringen.

Es sollen nämlich — wieder eine Ueberraschung für Sie, l. Fr. — unsere regelmäßigen Donnerstagsabendunterhaltungen vorläufig ein Ende haben, um nach dem allgemeinen Wunsche schon etwa im September wieder zu beginnen. Die Gründe mag Ihnen

Freund H. mündlich weiter auseinanderſetzen, der nächſtens in Ihre Gegend eine Reiſe zu machen hat und Sie bei der Gelegenheit jedenfalls aufſuchen wird.

Der uns in der vorhergehenden Zuſammenkunft von dem Pfarrer für vorgeſtern Abend an die Hand gegebene Gegenſtand war die Frage nach der Notwendigkeit, die ſchöne Kunſt in eine Kirche einzugliedern. Nach Leſung dieſes Briefes werden Sie freilich eine kleine Verſchiebung dieſes Themas in die ſich zunächſt anſchließende Frage nach der für die Kunſt günſtigſten und deshalb anzuſtrebenden Beſchaffenheit einer Kirche feſtſtellen. Es war nämlich für uns alle hier gar keine Frage mehr, daß die Verbindung der Kunſt mit der Kirche als einem Reiche des Ideals von hohem Werte ſei, falls nämlich erſt einmal eine Kirche für ein ſolches Reich oder auch nur als zu demſelben führend angeſehen werden dürfe. Ob aber das geſchehen darf und je hat geſchehen dürfen, iſt allerdings noch zu fragen.

Der Pfarrer lenkte aber zunächſt noch einmal nach Bayreuth zurück, zu dem Rufe Wagners „Los vom ſtehenden Theater!", dem er ſeinen Beifall gab. Und in der That wird, wer im Drama etwas Außerordentliches anſtrebt, darauf zu allererſt und von vornherein verzichten müſſen, daß die Sache etwas ſich alltäglich Begebendes ſei. Die außergewöhnlichen Aufführungen im Altertum und im Mittelalter waren alle feſtlicher Art, eine Verherrlichung allgemeiner Feſte.

Nun aber kam der Pfarrer mit einer etwas verſchmitzten Frage heraus, mit dieſer: Welches war das zu verherrlichende Feſt in Bayreuth? Ein ſolches Feſt fehlt. Wenn aber das, iſt da nicht etwas Wichtiges, mächtig Disciplinierendes zu vermiſſen?

In dieſer Hinſicht war (ich berichte, bitte ich zu

beachten, Ansichten des Pfarrers) Hans Herrig, der Verfasser des mit den Wagnerschen Dramen als Dichtung freilich nicht in eine Reihe zu stellenden Wormser Lutherfestspieles von 1883, der gleichfalls in Wagners Ruf „Los vom stehenden Theater" einstimmt, schon etwas besser daran. Nur daß sein Fest des 400jährigen Geburtstages unseres Reformators noch an dem schweren Fehler notwendiger Einmaligkeit litt. Durch den Zufall aber, der ihm in Worms für solche Aufführungen allein den Raum einer Kirche bot, hätte sich Herrig, meinte unser Freund, schon auf Feste hinweisen lassen können, die nicht am gleichen Gebrechen litten und von deren rechter Benutzung die Ausfüllung derjenigen Lücke im Volksleben zu erhoffen sei, die durch das stehende Theater nicht ausgefüllt werden könne.

Was der Pfarrer als solche Feste im Sinne hatte, merken Sie hiernach schon: Die großen christlichen Feste Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Durch dasjenige aber, was wir nun über diese Feste unter dem Gesichtspunkt des für die Kunst und deren Förderung zu Wünschenden von dem Pfarrer zu hören bekamen, wurden wir alle, darf ich wohl sagen, stark überrascht. Diesen Grad der Unbefangenheit hatten wir von unserem geistlichen Fremde doch nicht erwartet, obwohl von ihm schließlich nichts geäußert wurde, woran irgend ein noch so eingeengter Amtsbruder desselben hätte Anstoß nehmen müssen.

Der Pfarrer ist nämlich der Ansicht, daß die großen christlichen Feste, die ja wohl ursprünglich zur heidnischen Zeit allesamt Lichtfeiern, Feste des natürlichen Lichtes waren, fortan wieder zunächst als solche mehr zur Geltung gebracht werden sollten, so Weihnachten als Fest des wiederkehrenden und von neuem entglimmenden, Ostern danach als das des erstarkten

und auferweckenden und Pfingsten endlich als das Fest des alldurchdringenden, verklärenden und beseligenden Lichtes. Als Lichtfeste sollten sie zunächst wieder gefeiert werden. Aber Sie dürfen nun nicht meinen, daß der Pfarrer etwa einer Zurückführung und Einschränkung unserer christlichen Feste auf die angegebene Naturbedeutung irgend das Wort geredet habe. Dem würde man sich auch mit Fug und Recht widersetzen.

Durch die Neubelebung unserer Feste als Lichtfeste soll vielmehr nach der Meinung unseres Freundes nur ein wirksamer Hintergrund gewonnen werden, von dem sich die Bedeutung eben derselben Feste als von Feiern Christi und eines Geistes wie des durch ihn offenbar gewordenen um so kräftiger abhebe. So Weihnachten als das Fest des Hervorgehens Jesu Christi, einer Sonne von höherer sittlicher Art, aus der Niedrigkeit und dem Dunkel, danach Ostern als das der mächtigen frühlingsgleichen Wiedererstehung desselben Christus aus Grabesnacht und Todesbanden zum Heile der mit und in ihm zu einem neuen Leben sich Emporringenden, Pfingsten endlich als das Fest der Ausgießung des läuternden Lichtgeistes Jesu über die ganze Menschheit und alle Creatur.

Auf dem Hintergrunde der ja alljährlich notwendig wiederkehrenden Lichtfeiern würden nämlich auch die Geburt Christi und die anderen erwähnten Ereignisse, meinte der Pfarrer, nicht mehr wie jetzt fast unvermeidlich als bloß einmalige geschichtliche Begebenheiten, die sich in einem entlegenen Erdenwinkel zugetragen haben sollen, angesehen werden; vielmehr werde man sie als etwas gleichfalls immer Wiederkehrendes ohne weiteres auffassen. Wer aber könne leugnen, daß diese Feste als derartige Feiern eines sowohl natürlichen wie sittlichen und überschwänglichen Lichtes von den Völkern der Erde zu ihrem höchsten Heile stets

erhalten und immer von neuem verherrlicht zu werden verdienten? Und daß eine zur Sonne aufstrebende Kunst an derartigen regelmäßig wiederkehrenden Erhebungen des ganzen Volkes zur Sonne und zum Lichte in jedem Sinne des Wortes einen mächtigen Anhalt und Stützpunkt gewinnen könne, sei doch wohl ebenfalls keinem Zweifel unterworfen.

Sind das alles, l. Fr., nicht in der That wohl zu beherzigende Erwägungen und Anregungen unseres Pfarrers? Uebrigens aber hätte der gute Freund, wie ich schon am Anfange dieses Briefes andeutete, sein nochmaliges Eintreten für den Anschluß der Kunst an eine rechte Veranstaltung zur zunehmenden Verwirklichung eines Reiches des Ideals, also an eine echte Kirche, sich für unseren Kreis wenigstens ersparen können. So sehr waren alle bereits von der Erwünschtheit eines solchen Verhältnisses überzeugt. Weit über meine Erwartung.

Auch sah keiner unter uns, so viel ich bemerkt habe, die Begründung eines echten Reiches des Ideals schon durch Benutzung von alten Ueberlieferungen wie den evangelischen vom Leben und Wandel Jesu irgend gefährdet. Vielmehr erachteten alle als einen seltensten, ja einzigartigen Glücksfall, daß gerade diese Berichte für fortdauernde zunehmende Einführung eines Lichtreiches auf Erden da wären und fleißig benutzt würden, und zwar ohne peinliches Mückenseigen, da doch wohl, meinte einer, Kamele zu verschlucken gar nicht zugemutet würde.

Und weiter: wie das Leitmittel einer Ueberlieferung volkstümlicher Art von Gestalt der evangelischen dankbar anzunehmen sei, so schienen auch darin alle übereinzustimmen, daß mancherlei äußere Veranstaltungen zum Behuf der Beschäftigung mit dieser Ueberlieferung für den Endzweck einer *βασιλεία τῶν οὐρανῶν*, eines

Königreiches der Himmel nicht zu entbehren seien. Frau Louise erinnerte bei Gelegenheit dieses Punktes nicht übel an einen Satz aus den Schriften des Waldschulmeisters von P. K. Rosegger: daß nämlich, wenn ein Volk sich aus wilder Ursprünglichkeit zu einer schönen ebenmäßigen Höhe aufbauen wolle, der Gottestempel zu dem Baue das Gerüste sein müsse. Sie fügte dem weiter noch diesen unser jetziges Thema nahe berührenden Satz aus demselben Buche hinzu, daß in den Winkelwäldern, wo der Waldschulmeister haust, die kirchlichen Feste und Darstellungen das ersetzen müßten, „was sie draußen in der Welt die Kunst nennen."

Wenn aber der Waldschulmeister dafür zu halten scheint, daß die Kunst draußen in der Welt in den Städten auch von der Kirche abgetrennt und für sich sehr wohl bestehen und herrlich gedeihen könne, so war nun allerdings, mit Ausnahme etwa von Z., unser Kreis völlig abweichender Meinung. Zumal Freund H. widersetzte sich ausdrücklich einer auszeichnenden Besonderung der Städte, der größten am meisten, und sprach geradezu aus, daß, wenn Winkelwäldnern ein Gerüst zu ihrer Auferbauung zu einer schönen ebenmäßigen Höhe not thue, dies für große Städte und Großstädter wahrlich nicht in höherem Grade entbehrlich sei.

Was meinen Sie? Werden uns die Großstädter nicht dafür ein dieses Mal sogar auf Herz und Nieren zielendes „Agrariertum" an den Kopf werfen? Mögen sie das indessen immer thun, wenn sie sich die unwillkommene Wahrheit nur zu Herzen nehmen.

Aber dies war noch nicht das am meisten Agrarische, was H. gegen die großen Städte auf der Seele hatte. Er gieng noch einmal gegen sie vor, und zwar gegen sie als die Hauptproducenten der

ungeheuren Massen bedruckten Papieres, mit denen gegenwärtig mit Ausnahme kaum eines Tages der Woche alltäglich die arme Menschheit überschüttet wird.

Im Zusammenhange mit diesem Angriff aber erhielten wir von H. eine Würdigung der Kirche echter ernster Art von einem Gesichtspunkte aus, der jedenfalls noch nicht ein gewöhnlicher zu nennen ist. Die Kirche, meinte er, könne und solle einen rocher de bronce in dem immer noch zunehmenden An- und Ueberschwall und den Wildwässern von oft kaum der Mühe äußerlichster Durchsicht von seiten der Urheber gewürdigter hastiger Tageslitteratur abgeben. Solche Eintags- und Buchhändlerlitteratur, in deren Entstehung H. zumal in Leipzig lehrreiche Einblicke gethan zu haben scheint, sei bereits zu einer argen Gefährdung des Höheren in Inhalt und Form zu Gunsten des Alltäglichen und der Auffassungen des Alltagslebens geworden und werde dies voraussichtlich noch immer mehr werden. Welch' ein Segen könne nun gegen den geistigen Fusel und dessen verheerende Wirkungen eine volkstümliche Ueberlieferung von der Höhe und Tiefe der christlichen Evangelien und Episteln bei rechter Behandlung für Volk und Staat auf der ganzen Erde werden! Schwierig freilich, schloß Freund H., dem unser Pfarrer besonders freundlich zunickte, sei der Kampf gegen die Tagesmacht der Trivialität und ein Sieg in diesem Kampfe vielleicht sogar nicht ohne eine gründliche Erneuerung und Verjüngung der Kirche zu hoffen.

Aus allem, was ich zuletzt von H. und den übrigen Freunden berichtet habe, erkennen Sie, l. Fr., wie realistisch und praktisch die Denkweise Ihrer hiesigen Freunde mehr und mehr geworden ist. Was würden wohl unsere großen weimarschen Dichter, wenn sie plötzlich wieder unter uns erschienen, zu solchem

Realismus sagen? Wir sind doch um ein Jahrhundert nicht nur älter, sondern auch weiter.

Von mir übrigens ist Ihnen diese Denkart ja schon aus meinem Geisterband und selbst von noch früher her bekannt. Aus dem eben erwähnten Büchlein wissen Sie aber auch bereits, daß ich nicht nur für Anschluß an alte heilige Ueberlieferungen und für deren emsige Verwendung zu höchsten Zwecken eintrete, sondern auch für eine Art der Benutzung derselben, die nun keineswegs als eine realistische, sondern im Gegenteil nur als eine idealistische bezeichnet werden kann.

Und auf diesen letzteren Punkt noch einmal zurückzukommen schien mir vorgestern den Freunden gegenüber nicht in dem gleichen Grade überflüssig zu sein, wie etwa eine nochmalige Betonung des von allen schon anerkannten Realismus gewesen sein würde. Nur machte ich für die früher schon erhobene Forderung, alte Ueberlieferungen, heilige Schriften nicht für mehr denn einen Mittler und Vermittler von Höchstem zu halten und immer nur als ein Leitmittel zu benutzen, nicht aber sie selber schon und ihr bloßes An- und Aufnehmen als letzten Zweck anzusehen, kurz sich eines bloßen Geschichts- und Erscheinungsglaubens mit aller Macht zu erwehren, vorgestern Abend einen anderen Grund als ehedem geltend.

Es ist sachgemäß, ein von außen Gegebenes, Sinnliches, zumal aber eine Ueberlieferung von Begebenheiten aus alter, längst entschwundener Zeit wie unsere evangelischen Berichte nicht als ein Letztes und Höchstes, in dem kein Irrtum enthalten sein könne, anzusehen, sondern dasselbe nur allenfalls als ein unentbehrliches, wertvolles, unter Umständen selbst unschätzbares Mittel zur Beförderung höchster Zwecke in der eigenen Person und in anderen zu gebrauchen.

So meinte ich im „Band der Geister" in Uebereinstimmung mit einem Theologen der jüngsten Zeit wie Christoph Schrempf und mit einem Philosophen wie Kant und dessen kritischer Religionslehre.

Vorgestern aber lenkte ich die Aufmerksamkeit der Freunde vielmehr auf die hohe Zeitgemäßheit dieser Unterscheidung bloßer wenn auch noch so wertvoller Mittel von den dadurch zu erstrebenden Zwecken als der für die öffentliche Gemeinschaft einer Kirche gebotenen Auffassung alter heiliger Ueberlieferungen.

Jahrhunderte hindurch mag ja eine völlige Gleichstellung heiliger Schrift und göttlicher Offenbarung, das „So steht's geschrieben" mit seinen Folgesätzen unangefochten bestehen, wie unsachgemäß und unwahr eine derartige Auffassung auch schon die Jahrhunderte her war. Wenn aber erst einmal der Geist der Kritik so rumort wie in unseren Tagen und man Grund hat zu fragen, welche Stücke der heiligen Ueberlieferung noch nicht ins Wanken und Schwanken gebracht sind, da sollte man meinen, daß das Vogelstraußverfahren der Orthodoxie von den Sachverständigen wenigstens nur noch derjenige befolgen könne, der sich aus Ohnmacht und Schwäche der auf den nachgebenden Grund solcher Ueberlieferung gegründeten Kirche nichts macht, zufrieden, nur seinerseits in Bequemlichkeit weiter zu existieren.

Nun führt aber aus der Unruhe und Angst der Frage: wo wird die Grenze der Anzweiflung sein? an denen in der That kein Freund einer Gemeinschaft des Ideals Gefallen finden kann, wie mir scheint, noch ein völlig anderes Verhalten als das der bloß rückwärts gewendeten Orthodoxie heraus. Dieses aber erkenne ich in dem entschlossenen Hinausgehen auch noch über den ärgsten Zweifler oder, anders ausgedrückt, in einem runden entschiedenen Verzicht

auf das Wissen in Religionssachen. Die Thatsächlichkeit und Begründetheit alles des Ueberlieferten bleibe völlig dahingestellt!

Das aber wäre nun ein Durchhauen eines unlösbar gewordenen Knotens, das auf einmal Freiheit schafft, ein Verfahren von der Art, wie es in Revolutionen und Reformationen schon so oft eine Errettung von verwickelten Verhältnissen gebracht hat. Ihnen, l. Fr., brauche ich kaum noch zu sagen, daß mit der Preisgebung des Wissenswahns in Betreff der Ueberlieferung der empfohlene Gebrauch derselben als eines Leitmittels zur Erreichung höchster Zwecke ganz und gar nicht gefährdet ist. Ja, es bleibt sogar, wenn ich über den Stand der neutestamentlichen Kritik recht unterrichtet bin, Freiheit für jede bisherige Schätzung der Pietät der Ueberlieferung gegenüber als einen bescheidenen Glauben und als gleichsam eine Privatangelegenheit. Nur wird durch die neue Art von Stellung zur Ueberlieferung einem unfruchtbaren Streite vorgebeugt und, beiläufig, auch die Philologie mit ihrem Gefolge (zu deutsch: die Schriftgelehrsamkeit) in diesen Dingen gleichsam für immer auf einen zweiten Platz verwiesen, auf dem sie sich nun aber dafür in völlig ungehinderter Freiheit bewegen kann.

Durch die öffentliche Bescheidung und Beschränkung auf das Leitmittel heiliger Ueberlieferungen als ein bloßes Leitmittel höchster Zwecke wird aber freilich auch — um auch das nicht unerwähnt zu lassen, zumal gerade dieses mir nichts weniger als ein Uebel zu sein scheint — für eine Art des Gebrauches der Ueberlieferung im Leben der Kirche Raum geschaffen, durch welche aus einem Reiche der Abhängigkeit von allerlei Aeußerem, Mitgeschlepptem allmählich ein Reich der inneren Freiheit und Selbständigkeit erwachsen würde. Dieses mag zuletzt sogar auf alle Leitmittel

und -bänder der Kindheit ohne Nachteil verzichten können, ohne daß es jedoch darum schon je von jenen altersehrwürdigen Anfängen, deren Bewahrung für manche vielleicht immer ihren Wert behält, sich gewaltsam losreißen müßte. Zu dieser Entwickelung eines reinen Religionsglaubens und eines Reiches des Geistes aus einem anfänglichen Offenbarungs- und Buchstabenglauben giebt, darf man sagen, die öffentliche Einschränkung auf die heilige Ueberlieferung als ein bloßes Leitmittel mit Notwendigkeit einen mächtigen Antrieb.

Aus dem zuletzt Angeführten, der Ermöglichung zugleich eines kühneren entschiedenen Fortschreitens und andererseits eines bescheidenen liebevollen Festhaltens der herkömmlichen Art, erkennen Sie, l. Fr., daß der von mir empfohlene Verzicht einer der segensreichsten ist, die man sich denken kann, ein wahrhaft Freiheit und Raum für alle schaffender. Das verstand auch unser lieber Pfarrer; sonst wäre er mir nicht so freundlich beigetreten.

Er meinte noch, Luther habe uns zwar zu den einfachen volkstümlichen heiligen Schriften zurückgeführt und sich dadurch um die Begründung einer volkstümlichen Gemeinschaft höchster Art ein unvergeßliches dauerndes Verdienst erworben; die rechte Benutzung solcher Schrift zum Behuf der Verwirklichung einer echten Kirche auf Erden habe er aber wohl noch nicht gelehrt. Diese sei vielmehr durch die von vornherein zu erwartende und dann auch richtig eingetroffene Ueberschätzung des neuen Erwerbes zunächst stark gehindert und werde wohl erst den Anstürmen der Kritik des 18. und 19. Jahrhunderts bei weiser Benutzung von deren Fingerzeigen verdankt werden.

Aber ich fürchte, daß Sie schon längst gefragt haben, l. Fr.: Wozu das alles? Hat denn das etwas

mit der Hebung der schönen Künste, der Angelegenheit, die uns jetzt beschäftigen sollte, zu thun?

Gestatten Sie mir eine kleine Gegenfrage: Ist Freiheit der Gewissen wichtig oder wertlos für die Kunst? Wer sie für unwichtig hält, muß von der Freudigkeit, die nach Bruder Martin in Goethes Götz die Mutter aller Tugenden ist, gering denken; ich jedoch urteile anders über sie.

Wie aber kann Freudigkeit zu der Kirche bei der herrschenden Knechtung und Niedertretung der Wahrhaftigkeit, wie sie sich in so vielem bemerkbar macht, vorhanden sein? Aus dem berechtigten Unmut über diesen Mangel an Achtung vor der Wahrhaftigkeit in der Menschenseele ist wenigstens zum teil die überall wahrzunehmende dem Anschein nach unüberwindliche Mattigkeit und Lauheit im Verhältnis zur Kirche zu erklären. Nun meine ich: nehmt den Alp der Unwahrhaftigkeit der Menschheit von der Brust, laßt den Leuten eine angemessene und anständige Freiheit im Gebrauche alter Ueberlieferungen, und Ihr werdet bald Wunder erfahren von neuem Mut, von neuem Leben. Vermutlich ist sogar, man lasse mir die Hoffnung, nicht mehr nötig für ein neues frisches Aufblühen der Kirche und dann mittelbar auch der Kunst.

Denn nun ist für diese in ihrer volkstümlichen allen zugänglichen Form wieder eine Heimstätte gewonnen. In dieser Heimat aber hat die Kunst wieder eine rechte ernste Aufgabe, den Dienst eines Höchsten in aller ihrer Thätigkeit. Dieser enthebt sie sowohl der Gefahr zu einem bloßen Genußmittel herabgewürdigt zu werden, als auch der anderen nicht minder großen, zum Gegenstande eines Götzendienstes aufgebläht und verhimmelt zu werden, ein Mißbrauch, der dazu sogar leicht wieder in jenen ersteren hinübergleitet.

Ob nun bei der Wiederbefreundung der Kunst

mit der Kirche völlig das alte enge Verhältnis der mittelalterlichen und auch späterer Kunst zu den Gegenständen der evangelischen und gar der alttestamentlichen Ueberlieferung, die Gebundenheit an diese sich wieder einstellt, ist bei der neuen, ganz anderen Würdigung der Ueberlieferung als eines bloßen Mittels zu einem Höchsten sehr unwahrscheinlich und wird von verständigen Kennern des Alten im Interesse der Kunst sogar schwerlich gewünscht werden. Ein innigeres Verhältnis zwar zu dem einen Mittel vor anderen, zu der evangelischen Ueberlieferung, ist auch bei der neuen Schätzung nicht ausgeschlossen und wird wohl auch nicht ausbleiben.

Welche Gegenstände aber auch immer die schöne Kunst behandle, diese wird als einem Reiche des Ideals angehörig bei aller Hochschätzung der Natur und ihrer Wahrheit nie allein auf eine Abpinselung der gemeinen Wirklichkeit ausgehen, sondern dabei immer den Gedanken einer anderen Ordnung der Dinge, einer höheren Welt, als des in der Natur und mit deren Mitteln zu Suchenden im Herzen tragen und behalten.

Ist nun erst wieder ein lebendiges Verhältnis der Kunst zu einer echten Kirche hergestellt und diese mit ihren Festen von neuem zur Heimat der Künste geworden, so mag dann der bisherige barbarische Betrieb immerhin einstweilen noch weiter bestehen: diese Gemäldegalerien und anderen Kunstmuseen, in welchen als „methodisch geordneten Rumpelkammern" nach einem glücklichen Ausdruck bei „Rembrandt als Erzieher" ein Gegenstand den anderen und alle mit einander den Beschauer tot schlagen, die museenähnlichen Concerte und das auch demselben Genre angehörige alltägliche Theater. Es ist doch auch für eine andersartige mit dem höchsten Leben und Streben

unſerer Gattung verknüpfte Kunſt, für eine monumentale Kunſt, die unſere Feſte verherrlicht und die Vereinigungsplätze des Volkes zu höchſten Zwecken würdig geſtaltet und ſchmückt, ein Zufluchtsort, eine Heim- und Bildungsſtätte gewonnen.

XVI.

Freiburg, Oſtermontag, d. 15. April 1895.

Vorläufig, es thut mir leid, l. Fr., werden Sie ſich doch mit dem bis jetzt Gegebenen begnügen müſſen. Freund Z. ſchien es für die Arbeit, die er ſeit kurzem vorhat, über deren Art und Gegenſtand aber er ſich vorläufig noch in tiefes Geheimnis hüllt, hier bei uns noch nicht ländlich, einſam und ſtill genug zu ſein; er iſt für eine Anzahl von Wochen zu ſeinem Bruder nach dem Krautſande gezogen. Freund H. aber iſt bereits in Ihre Gegend abgereiſt und wird wohl eines ſchönen Tages in nächſter Zeit bei Ihnen eintreten und Ihnen dann, wenn Sie wünſchen, weiteres über uns berichten.

So waren alſo die Worte von der Schule in Ihrem vorletzten Briefe doch anders, als ich annahm, nämlich völlig ernſt, gemeint? Ich glaube ſelbſt, daß auch die Schule als eine Kinderkirche von einer neu belebten und bewegten und mit wirklichem Ernſt behandelten Kirche der Erwachſenen nicht wenig zu hoffen hat. Etwas von der Freiheit und Freudigkeit, welche in dieſe mit der Beſinnung und der Unterſcheidung der äußeren Ueberlieferung als eines bloßen Mittels vom Zwecke eines mit deren Hülfe zu verwirklichenden göttlichen Reiches einziehen, wird, ſo ſollte man meinen, ſchon in die Kinderkirche hinunter-

dringen. Auch in ihr muß man es spüren, daß in jener nicht mehr der harte Druck einer sich der Ueberzeugung freier wahrheitsbedürftiger Seelen gewaltsam und unabweislich aufdrängenden äußeren Ueberlieferung auf der Wahrhaftigkeit lastet. Darum jedoch muß die Beschäftigung mit jenen unentbehrlichen kostbaren Mitteln nicht schon eine geringere sein; sie kann vielmehr selbst für die Jugend schon an Lebhaftigkeit, weil an Unbefangenheit, und deshalb auch an Freudigkeit gewinnen.

Zu diesem Zweck werden allerdings, vermute ich, ein wenig die ewigen Wiederholungen eingeschränkt werden müssen, welche mit der Reformation aufgekommen und von der lutherischen Kirche von Luther an stark befördert sind, so daß sie zuletzt gar überhand genommen haben. Ich erinnere mich, daß z. B. in dem officiellen Lehrplan für die preußischen Gymnasien von 1867 für die Klassen von Sexta bis Obertertia einschließlich eine Wiederholung des ersten Hauptstücks des lutherschen Katechismus, also der zehn Gebote, angeordnet war, die endlich sogar noch in einer Gesamtrepetition des Katechismus in Untersecunda wiederkehren sollte. Ob dabei etwa auf die übrigens gewiß wohl begründete und verständliche Erfahrung Luthers gerechnet wurde, daß, je länger und mehr man den Katechismus treibe, desto weniger man davon wisse und also desto mehr man daran zu lernen habe? Daß indessen durch einen dem preußischen Lehrplan von 67 entsprechenden Unterricht die Freudigkeit zur Religion und Kirche in der Jugend befördert werde, ist doch wohl zu bezweifeln. Sollte nicht vielmehr ein Hauptteil der Schuld an der gerade in gebildeten Kreisen so häufig anzutreffenden großen Gleichgültigkeit bis zu auch nicht seltenem offenem Widerwillen gegen Theologie und Kirche der Ueberfütterung des

Gedächtnisses z. B. mit solchen Stücken des Katechismus in den Schuljahren beizumessen sein?

Vielleicht hat sich auch bereits der obersten Unterrichtsverwaltung in Preußen die Erkenntnis aufgedrängt, daß die Kirche der Reformation wohl hier allzusehr von einem verkehrten Extrem, welches Luthern auffiel und wo man sich mit einmaligem Lesen und Hören schon begnügen zu dürfen meinte, zu einem auch nicht ganz gut zu heißenden entgegengesetzten übergegangen ist. Wenigstens beginnen die methodischen Bemerkungen zu dem Lehrgegenstande der Religion in den „Lehrplänen und Lehraufgaben für die höheren Schulen" von 1891 gleich mit dem Satze: „Durch die neue Aufstellung der Lehraufgaben für den Religionsunterricht wird der Gedächtnisstoff auf das Notwendige beschränkt", und ein Vorschreiben fortgesetzten Wiederholens in dem früheren peinvollen Grade macht sich bereits weniger bemerkbar.

Vielleicht keimt noch einmal allgemein die Einsicht, daß eine so zarte Sache wie die Religion in der menschlichen Seele, deren Anpflanzung und Pflege nicht leicht zart genug behandelt werden könne. So viel als irgend möglich, sollte der Religionsunterricht wohl, indem er die Begründung des Christentums auf und durch geschichtliche Begebenheiten benutzt, sich zunächst auf eine möglichst unbefangene Einführung in die biblischen Geschichten beschränken als eine Ueberlieferung des für die Religionsideen zu benutzenden Materials.

Hinzukommen muß freilich schon im Jugendunterricht eine Anleitung zu dem der verbesserten Kirche der Erwachsenen entsprechenden Gebrauch solcher Mittel zur zunehmenden Verwirklichung eines göttlichen Reiches schon auf Erden zunächst in der Arbeit eines jeden an seiner eigenen Person. Das Ziel aber, dem diese

Unterweisung zusteuert, ist dieses, daß die Religion in den Seelen mit der Zeit mehr und mehr unabhängig von ihrem Leitmittel alter Ueberlieferungen bestehen nicht zwar müsse, aber könne als freie eigene Ueberzeugung und als etwas von Gelehrten nicht mehr zu Nehmendes, weil sie von Gelehrten nicht mehr verbürgt zu werden braucht. Den ganzen religiösen Jugendunterricht aber dürfte sich empfehlen möglichst knapp und durchaus als eine erste Einführung zu halten und seine Weiterführung so bald und so viel als möglich der Teilnahme der Jüngeren an der Großenkirche zu überlassen.

So würde, beiläufig, selbst in den Religionsstunden unserer Schulen, gewiß wider vieler Erwarten, Zeit für solches Gutes, auf das man jetzt aus Zeitmangel verzichten muß, zu gewinnen sein außer der von Ersparung der fürchterlichen ewigen Wiederholungen zu erhoffenden größeren Freudigkeit zur Kirche, die noch erheblich höher anzuschlagen sein dürfte.

Aus dem, was soeben über eine Reform des religiösen Jugendunterrichts infolge einer Reform der Kirche, eine Schulverbesserung, die auch bereits von vorsorgenden Männern als notwendig erkannt und gewünscht ist, angedeutet wurde, mögen Sie, l. Fr., ersehen, daß ich Ihre Wünsche in Betreff der Schule für wohl berechtigt halte.

Für Weiteres aber möchte ich Sie bitten sich bis zum nächsten Winter gedulden zu wollen, wo sich die Freunde vielleicht für eine eingehende Beschäftigung mit der Schule gewinnen lassen. Dann wird sich auch Gelegenheit bieten, auf das von einer erneuerten Kunst für Schule und Jugend etwa zu Hoffende genauer einzugehen.

Hier will ich nur noch der Freude über das Wort Ihres letzten Briefes Ausdruck geben, mit dem Sie

auf die von kritiſcher Philoſophie vorzuſchlagende Art der Benutzung einer alten heiligen Ueberlieferung zurückkommen. Ich bin mit Ihnen der Meinung, daß gegen dieſe der öfter gehörte Notſchrei gegen die moderne Theologie, dieſelbe vermeſſe ſich, am Göttlichen Weſentliches und Unweſentliches zu unterſcheiden, in der That nicht wird erhoben werden und wenn, gewiß nicht mit Recht. Es iſt mir auch ſchon von anderer Seite Ihre Bemerkung beſtätigt worden, daß der von mir befürwortete und vertretene Radikalismus der Kantiſchen Kritik der Religioſität weit günſtiger ſei als das Zerſtückeln, Auseinanderfaſern und Unterſcheiden der alten heiligen Ueberlieferungen in mehr und in weniger annehmbare Stücke, das man, zwar gewiß nicht ganz mit Recht zumal in dem behaupteten Umfange, einer neueren kritiſchen Theologie ſchuld giebt.

So wird denn vielleicht ſelbſt durch das am Schluß unſerer Winterunterhaltungen für Religion und Kirche Vereinbarte das Wort eines der erſten Briefe dieſes Winters von der gegen Großſtadt und Skepticismus in der neueſten Litteratur- und Kunſtbewegung vom Lande her zu wünſchenden und zu erwartenden Gegenwirkung mit erfüllt werden.

Zuletzt laſſen Sie mich noch mit einigen Worten auf den Wunſch eingehen, den Sie, l. Fr., für den Fall der Veröffentlichung meiner Berichte über die Verhandlungen des letzten Halbjahres ausgeſprochen haben. Sie möchten, wenn dies geſchähe, mein letztes Büchlein „Ein Band der Geiſter“ vervollſtändigt ſehen? Es ſeien dort, meinen Sie ja, von Geographie, als deren Vervollſtändigung und Erweiterung der darin vorgelegte Entwurf einer Philoſophie angeſehen ſein wolle, zwar eine Anzahl von Arten angeführt, ſo außer den ſchon landläufigen eine mora-

liſche und eine theologiſche. Aber nicht nur, daß Sie dieſe in Uebereinſtimmung mit anderen Leſern gern noch etwas weiter entfaltet und ausgeführt geſehen hätten, Sie vermiſſen geradezu nicht unwichtige mögliche Zweige einer Erdbeſchreibung, ſo, was uns die Verhandlungen dieſes Winters nahe legen, eine äſthetiſche Geographie. Ueber dieſe letztere wenigſtens mögen hier noch einige flüchtige Worte geſtattet ſein!

Sie haben Recht damit, l. Fr., daß von einer äſthetiſchen Geographie geſprochen werden darf; ja, es fehlt ſchon nicht ganz an Beiträgen zum Auf- und Ausbau dieſes Faches. Solche Bauſteine dürften z. B. ohne große Schwierigkeit aus dem Mikrokosmos von Lotze zu gewinnen ſein und zwar aus dem 3. Kapitel des 8. Buches im 3. Bande, wo ſich unter der Ueberſchrift „Das Schöne und die Kunſt“ allerlei nicht üble Bemerkungen über die Völker des Morgen- und des Abendlandes und deren Verhältnis zu dem in der Ueberſchrift Genannten finden.

So dieſe, daß für die älteſten Völker des Morgenlandes und ebenfalls für die alten Aegypter — man denke an deren Pyramiden — das Schöne vorzugsweiſe im Großen lag, daß dagegen die Phantaſie des hebräiſchen Volkes einem Erhabenen nachſtrebte, das zu ſeiner Wahrheit weder der Größe noch des Schmuckes hinzubedurfte und als deſſen bloße Bezeugungen alle tiefempfundenen Einzelheiten der Weltſchönheit aufgenommen wurden. So endlich, um auch das Abendland zu berühren, die Wahrnehmung, daß dem griechiſchen Gefühl die menſchliche Geſellſchaft im Werte weit über allem Verſenken in die Schönheit der Natur ſtand gemäß dem Worte des Sokrates bei Plato, Bäume lehrten ihn nichts, aber die Menſchen, und daß es den Griechen gelang, noch der Nachwelt

Vorbilder ſchöner Menſchlichkeit nicht nur zu ſchaffen, ſondern auch zu ſein.

Die weitere Notiz bei Beſprechung der Griechen, daß deren künſtleriſche Phantaſie die unausdenkbare Tiefe des individuellen Gemüts und ſeine unberechenbare Art die Welt zu nehmen nicht vor uns aufthue, läßt ſchon auf das ganz andere Verhalten der Völker der Neuzeit vorausblicken.

Die letztere Bemerkung im Vergleich mit dem Vorangehenden aber dürfte Sie freilich zu der nicht ungegründeten Einwendung veranlaſſen, welche auch andere dieſer Betrachtungen in der vorliegenden Faſſung nahe legen, daß dieſelbe doch mehr noch als in eine äſthetiſche Geographie in eine Geſchichte von dem wechſelnden Verhältnis der Menſchen zum Schönen hineinzugehören ſcheine. In der That iſt auch der größere Abſchnitt bei Lotze, dem die Darlegungen über das Schöne und die Kunſt als ein drittes Kapitel angehören, überſchrieben: Der Fortſchritt.

193KF
R663

BRITTLE DO NOT
PHOTOCOPY

03435482

193.KF
R663

Google